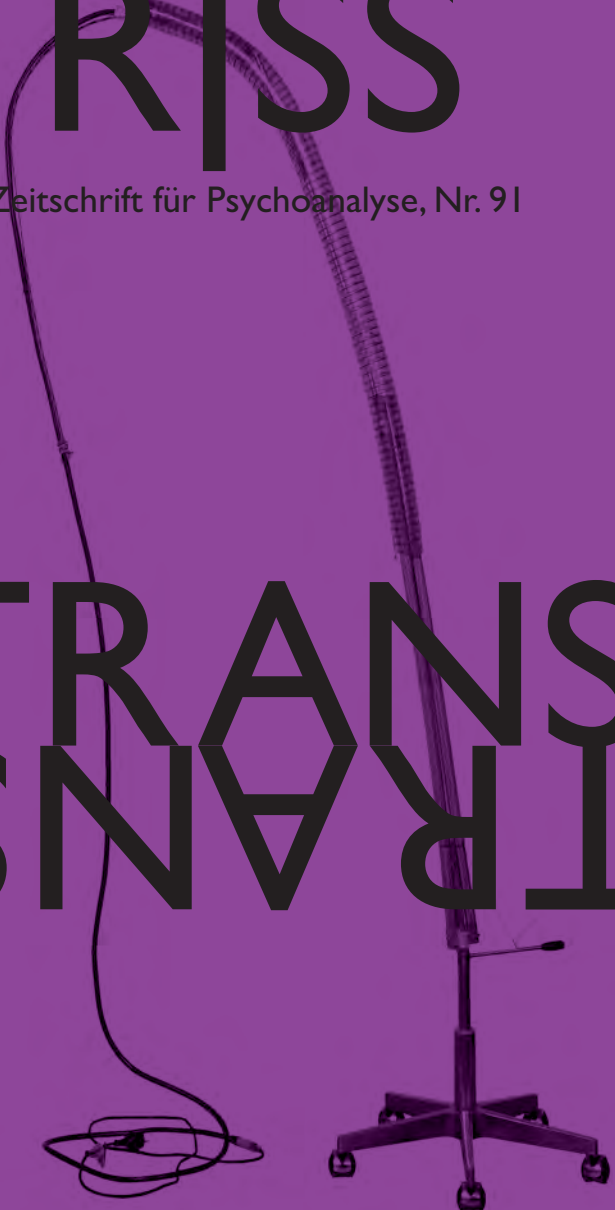


# R|SS

Zeitschrift für Psychoanalyse, Nr. 91

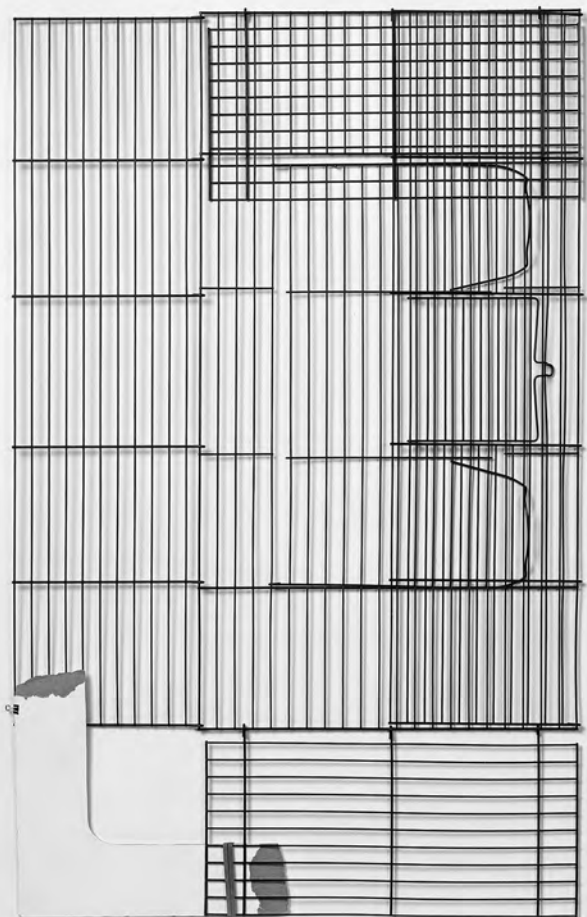
# TRANS TRANS





Anna Grath

*Baiser volés*, 2017  
Kunststoff, Textilien  
140 × 75 × 10,5 cm



*Finkensieben*, 2016  
Metall, Holz, Kunststoff  
123 × 78 × 1,5 cm



*o. T.*, 2018  
Kunststoff, Textilien, Holz  
165 × 80 × 90 cm



*Meltem*, 2019  
86 × 60 × 1,5 cm



*Takate*, 2016  
Holz, Metall, Kunststoff  
87 × 70 × 15 cm

RISS

Zeitschrift für Psychoanalyse  
Nr. 91

»Trans«

»Trans«

Zeitschrift für Psychoanalyse  
Nr. 91

RISS

11	Editorial »Trans«	REZENSIONEN
15	Jayrôme C. Robinet – <i>Kopfsprung</i>	125 »Trans psychoanalytics«? Neue Perspektiven einer psychoanalytisch inspirierten Macht- und Herrschaftskritik? Ein Kommentar zu einer Forschungsdebatte und eine Rezension zu <i>Transgender Studies Quarterly</i> von Nadja Meisterhans
31	Marcel Czermak – <i>Der Transsexualismus: Kleine Taschenklinik für den Gebrauch des zeitgenössischen Psychiaters</i>	131 Regula Schindler: <i>Fort-da. Artikel &amp; Essays</i> . 2 Bände: <i>Psychoanalyse intensiv</i> und <i>Psychoanalyse extensiv</i> . Rezensiert von Katrin Becker, Mai Wegener, Johannes Binotto, Claus-Dieter Rath, Christian Kläui, Peter Widmer, Karl-Josef Pazzini, Roni Weissberg
43	Patricia Gherovici – <i>Lacans Gender Trouble: Henri und Michel H.</i>	137 William Kentridge: <i>In Verteidigung der weniger guten Idee. Sigmund-Freud-Vorlesung 2017</i> . Rezensiert von Mai Wegener
59	Aaron Lahl – <i>Please Select Your Lacan: Eine Auseinandersetzung mit Marcel Czermak und Patricia Gherovici</i>	139 Körper (noch) ohne Geschlecht? Zur Ausstellung <i>Flying High. Künstlerinnen der Art Brut</i> von Ulrike Kadi
71	Alejandra Barron – <i>Professionelle Verformungen</i>	145 Abstracts
86	EIN-SATZ Rebecca Bock – <i>Johann-Johanna</i>	148 Autor*innen
89	Insa Härtel, Ulrike Kadi – <i>Ein Jahr filmen: (Trans-)Sexuelle Konstellationen</i>	154 Heftankündigungen
107	Marco Antonio Coutinho Jorge, Natália Pereira Travassos – <i>Die transsexuelle Epidemie: Hysterie im Zeitalter von Wissenschaft und Globalisierung?</i>	155 RISS-Beirat Autor*in werden Leser*innenschaft
117	Doris M. Wegner – <i>Ausbildung zur tiefenpsychologischen Psychotherapeutin als Transgender: Erfahrungssplitter</i>	157 eRISS
		160 Impressum

Editorial  
»Trans«

«Trans»  
Editorial

Schon unsere Wahl des Hefttitels berührt ein Politikum. Der (psychiatrische) Begriff der *Transsexualität* (bzw. des *Transsexualismus*) – definiert als »Wunsch, als Angehörige des anderen Geschlechts zu leben und als solche akzeptiert zu werden«<sup>1</sup> – ist zunehmend in die Kritik geraten. Die Weltgesundheitsorganisation wird ihn voraussichtlich

durch den Begriff der Geschlechtsinkongruenz (*gender incongruence*) ersetzen, der zudem nicht länger eine psychische Störung bezeichnen soll.<sup>2</sup> Allgemein tritt der Begriff der Transsexualität inzwischen häufig in den Hintergrund gegenüber Begriffen wie Transgender oder Trans\*, die häufig nicht mehr als Nicht-Übereinstimmung mit dem biologischen Geschlecht (*sex*), sondern mit dem bei Geburt zugewiesenen sozialen Geschlecht (*gender*) definiert werden<sup>3</sup> und die zugleich als *umbrella terms* fungieren, die auch jüngst aufgekommene Identitäten wie *non-binary* oder *genderfluid* umfassen sollen. Insbesondere die Verbreitung und die sexualpolitisch aufgeladene Verwendung des Begriffs *Transgender* sind dabei auch im Zusammenhang mit dem Einzug des sozialkonstruktivistischen Genderparadigmas in die Geisteswissenschaften zu verstehen.<sup>4</sup> Parallel dazu beginnt sich der Begriff der *Transidentität* als Alternative zur Transsexualität zu etablieren, der keine Assoziationen an die Sexualität wecken soll – was aus Perspektive einer psychoanalytischen Auffassung von Sexualität skeptisch stimmen kann. Einige Transsexuelle beanspruchen dagegen weiter den Begriff der Transsexualität für sich und hegen Vorbehalte gegenüber den neuen Begriffen wie Transgender, vergleichbar der Reserviertheit mancher Lesben und Schwulen gegenüber dem Begriff *queer*.<sup>5</sup> Als Redakteur\*innen dieses Heftes haben wir uns bewusst dazu entschieden, aus diesem spannungsreichen Begriffsfeld den unfertigen Signifikanten *Trans* herauszugreifen, an den aus verschiedenen Perspektiven auf unterschiedliche Weise angeschlossen werden kann.

Die in diesem Heft präsentierten Beiträge – einschließlich der Kunst – gehen (fast) alle von *Trans* aus, könnten allerdings in ihrem Zugang, ihrem Stil und ihren Aussagen kaum unterschiedlicher und zuweilen gegensätzlicher sein. Statt die z. T. durchaus drastischen Widersprüche vorschnell zu glätten, möchten wir sie hier zunächst einmal in ihren Dynamiken und Irritationspotenzialen verdeutlichen, um auf diese Weise weiterführende und bestenfalls überraschende Aufschlüsse darüber, wie *Trans* heute diskutiert wird, zu ermöglichen. Lässt sich dies durchaus als Annäherung an eine psychoanalytische Herangehensweise verstehen, welche einer Offenheit sowohl gegenüber den eigenen Vorannahmen als auch gegenüber dem Forschungsgegenstand bedarf, so ist zugleich festzuhalten, dass der Erkenntnisprozess von seinem »Gegenstand« unmöglich unberührt bleibt und auch in – kaum jemals nicht auch politischen – Deutungen resultiert. Daher möchten wir betonen (und machen dies auch dadurch deutlich, dass wir uns selbst als Autor\*innen beteiligen), dass die hier abgedruckten Haltungen nicht notwendig die unseren sind.

Der erste Beitrag dieses Hefts ist ein Kapitel aus Jayrôme C. Robinets Buch *Mein Weg von einer weißen Frau zu einem jungen Mann mit Migrationshintergrund*, dessen Transition ihn nicht nur das Geschlecht, sondern in der Außenwahrnehmung auch das Alter und die Herkunft hat wechseln lassen – eine persönliche Geschichte, die zugleich auf Politisches verweist.

Es folgt ein Abschnitt, der sich mit (der Geschichte) der von Jacques Lacan ausgehenden Klinik der Transsexualität auseinandersetzt. Mit *Der Transsexualismus: Kleine Taschenklinik für den Gebrauch des zeitgenössischen Psychiaters* von Marcel Czermak geben wir eine für die französische Lacan-Rezeption bedeutsame Position wieder, der zufolge Transsexualität als Wahn aufzufassen ist. Als Gegenposition dazu veröffentlichen wir einen Aufsatz der argentinischen Analytikerin Patricia Gherovici (*Lacans Gender Trouble*), die eine der prominentesten Stimmen für eine Entpathologisierung von *Trans* in den USA geworden ist. Aaron Lahl (*Please Select Your Lacan*) kontextualisiert und kommentiert anschließend die Positionen Czermaks und Gherovicis. Alejandra Barron setzt sich in ihrem Beitrag (*Professionelle Verformungen*) kritisch mit der lacanianischen Theorie vom transsexuellen Wahn

auseinander und reflektiert – ausgehend von Lacans Knotentheorie – grundlegende Begriffe der lacanianischen Psychosentheorie.

An dieser Stelle möchten wir auf weitere, parallel zu diesem Heft veröffentlichte Texte hinweisen. So publizieren wir im neuen Format *RISS+* die von Lacan vorgenommene Fallvorstellung des transgeschlechtlichen Patienten Michel H. (*Jacques Lacan: Michel H. – Eine Krankenvorstellung*). Zudem stellen wir einen Text der Literaturwissenschaftlerin Annette Runte (*»Ne devient pas fou qui veut«*. *Von der transsexuellen Obsession zur »transgender«-Diversität*) auf der neuen Internetseite des *RISS* zur Verfügung. Auf dieser Seite sind auch die originalsprachlichen Versionen der für dieses Heft übersetzten Texte zu finden.<sup>6</sup>

Im vorliegenden Heft folgt ein Märchen von Rebecca Bock (*Johann-Johanna*) in unserer Rubrik »Ein-Satz«. Anschließend analysieren Insa Härtel und Ulrike Kadi – mit Lacan und Laplanche – den semi-dokumentarischen Film *52 Tuesdays*, der die Geschichte von einem 16-jährigen Mädchen und deren Mutter, die sich einer Geschlechtsanpassung unterziehen will, erzählt. Es folgt eine klinisch-kulturelle Zeitdiagnose von den brasilianischen Analytiker\*innen Marco Antonio Coutinho Jorge und Natália Pereira Travassos, die in ihrem Beitrag (*Die transsexuelle Epidemie: Hysterie im Zeitalter von Wissenschaft und Globalisierung?*) einen wahrgenommenen Anstieg an Transsexualität vor dem Hintergrund von Lacans Verständnis der Hysterie deuten. Den letzten Beitrag bildet schließlich eine Erfahrungsskizze von Doris M. Wegner über ihre tiefenpsychologische Ausbildung als Transgender in Deutschland.

Neben einer Rezension des Journals *Transgender Studies Quarterly* durch Nadja Meisterhans schließen eine Kollektivrezension zu Regula Schindlers Aufsatzsammlung(en) *fort-da* und Mai Wegeners Rezension der *Sigmund-Freud-Vorlesung* von William Kentridge sowie Ulrike Kadis Rezension der Ausstellung *Flying High. Künstlerinnen der Art Brut* dieses Heft ab. —

Alejandra Barron, Insa Härtel und Aaron Lahl

- 1) Vgl. Dilling, Horst; Mombour, Werner; Schmidt, Martin H.; Schulte-Markwort, Elisabeth: *Internationale Klassifikation psychischer Störungen: ICD-10*. Bern 2011 (5. Aufl.): Hans Huber Verlag. S. 166
- 2) <http://www.bpb.de/gesellschaft/gender/geschlechtliche-vielfalt-trans/245565/abandon-the-psychopathological-model-of-transgender-people-based-on-1940s-> (18.6.2019)
- 3) Z. B. Gozlan, Oren: »Introduction«. In ders. (Hg.): *Current Critical Debates in the Field of Transsexual Studies*. London, New York 2018: Routledge. S. 1–12, hier S. 2
- 4) Vgl. Reiche, Reimut: »Gender ohne Sex. Geschichte, Funktion und Funktionswandel des Begriffs ›Gender««. In: *Psyche*. 1997, 51. Jg., Heft 9/10, S. 926–957
- 5) Vgl. Dean, Tim: *Beyond Sexuality*. Chicago 2000: University of Chicago Press. S. 62
- 6) <https://risszeitschrift fuer psychoanalyse.org/>

Jayrôme C. Robinet  
Kopfsprung

Jayrôme C. Robinet  
Kopfsprung

Heute also zum ersten Mal in die Männerumkleide. Ich atme tief durch. Was erwartet mich dort? Faust ins Gesicht, Kieferbruch? Bestimmt nicht. Oder doch? Werde ich auffliegen? Seit zwanzig Minuten will ich sie betreten und schaffe es nicht. Vor mir sind zwei halbkreisförmige Treppen, die aus dem Barbereich nach

rechts beziehungsweise links oben führen – wie im Vestibül von Kaiserin Sissi. Auf den Bodenfliesen kleben Wegweiser in Form von farbigen Flip-Flops: rosa in Richtung Frauenumkleide, blau für die Männer. Ich komme mir vor wie ein Paar Kirschen, das jemandem am Ohr hängt, süß, aber deplatziert. Und plötzlich bin ich wieder sechzehn – wie damals, als ich im Freibad vom 10-Meter-Turm springen wollte.

Es war der Sommer 1994. Damals lebte ich in Nordfrankreich, an der Grenze zu Belgien – im Land der Sch'tis, der Region mit dem komischen Dialekt, in der mehr Bier als Wein getrunken wird. Ich stand im Bikini in der Schlange vor einem haushohen Sprungturm. Warum ich da überhaupt runterspringen wollte? Wusste ich damals schon, dass ich eigentlich ein Junge bin und Jungen solche Sachen nun einmal machen? Nein, vermutlich wollte ich nur das Herzrasen spüren, die Schwerelosigkeit im Flug.

Mein Bikini-Slip kniff am Po, mein Pferdeschwanz war ganz brav, keine losen Haarsträhnen, alles schön glatt gezogen, und die roten Trägerschnüre im Nacken lagen bewegungslos auf meiner Haut. Es war windstill, alle Flaggen hingen schlaff herab. Der Junge hinter mir gab seinem Kumpel einen Klaps auf den Hinterkopf, beide kicherten. Ich war dran.

Ich stieg die steile Leiter hoch. Immer wenn ich einen Fuß auf die nächste Sprosse stellte, spürte ich Dutzende Augenpaare zwischen meinen Oberschenkeln. Es war, als hätte ich nichts an, mitten am helllichten Tag, ein fremdes Gefühl, unheimlich und zugleich sinnlich, wie nackt im See schwimmen. Die Welt unter mir wurde immer kleiner, über mir ragte der Sprungturm auf und warf seinen finsternen Schatten auf das Türkis unter ihm. Hatte

ich ernsthaft gedacht, ich würde die Rampe wie eine Ballerina entlanghüpfen und nach zwei Salti grazil ins Wasser tauchen? Die Plattform war nass, ich würde abrutschen und auf den Beckenrand prallen. Und selbst wenn ich das Becken treffen würde – aus zehn Metern Höhe ist Wasser hart wie Beton! Schweiß brannte mir in den Augen, auf den Lippen ein salziger Geschmack, gemischt mit Chlor. Unten das Johlen der Jugendlichen. Immer mehr Leute drängelten sich am Sprungturm und sahen hoch zu mir. Ich klammerte mich fest, niemals würde ich dort oben ankommen, aber hinunter ging es nun auch nicht mehr. Ich würde einfach mein Leben hier verbringen, wie ein Säulenheiliger, von der Sonne gewärmt. Jemand schlug unten gegen die Leiter, der Stahl begann zu zittern, ich dachte, ich sterbe gleich.

Zum Schluss bin ich die Leiter in Zeitlupe wieder hinuntergestiegen. Mit jeder Sprosse, die ich mich ungenau hinab tastete, schoss die Scham in mir hoch. Die anderen schrien und lachten. Wieder auf festem Boden, verzog mir das Gefühl von Versagen das Gesicht wie mein Pferdeschwanz, der so straff war, dass er die Haut mit nach hinten zog.

Und jetzt, gut zwanzig Jahre später, führt wieder eine Treppe vor mir in die Höhe. Doch ich bin nicht mehr sechzehn. Nun bin ich erwachsen. Und diesmal werde ich es schaffen.

Trotzdem setze ich mich erst mal in die Lounge-Ecke bei der Bar. Ich sinke tief in die Sofakissen und fühle mich unsichtbar. Neben mir thront eine künstliche Palme. Ich beneide die Selbstverständlichkeit, mit der ein Bodybuilder auf dem Barhocker sitzt und an seinem Erdbeer-Shake nippt. Ich würde mich gerne neben ihn setzen, wie im Film, wenn ein Typ Liebeskummer hat und Whisky runterkippt, und dann tritt jemand heran, viel zu nah, und verändert alles.

Ich zücke mein Smartphone – ob Kris sich gemeldet hat? Ich bin ausnahmsweise zu früh. Normalerweise komme ich notorisch zu spät, wahrscheinlich, damit ich nicht warten muss. Wenn ich warte, habe ich Angst, dass meine Verabredung mich sitzenlässt. Ich kaue an den Fingernägeln, das heißt, eigentlich tue ich nur so, das Überbleibsel einer Angewohnheit, die ich als Teenie hatte. Es brummt und dröhnt. Am Tresen steht statt Zapfanlage ein riesiger Entsafter, der so groß ist, dass der Barmann ganze

Äpfel in den Schacht einfüllen kann. Die Elektro-Gans wird gestopft.

Seit Wochen schiebe ich diesen Augenblick auf. Es gibt ja immer einen guten Grund, keinen Sport zu treiben – zu müde, zu viel zu tun, die Katze schnurrt auf meinem Schoß, ich kann mich nicht bewegen.

Die Wahrheit ist: Der Gedanke, zum ersten Mal die Männerumkleidekabine zu betreten, schnürt mir die Kehle zu. Werden die Typen dort merken, dass ich einen Packer, also einen Kunstpenis, in der Hose trage? Und das Kompressionsshirt, das meine Brust flach macht – wird es auffallen? Und wenn ja, was passiert dann? Wie werden sie reagieren? Sofort ist die Scham wieder da, ich erröte. Auch vor den Blicken habe ich Angst. Wie schauen sich Männer in der Umkleidekabine an? Seit ich als Mann durchgehe, merke ich, wie sehr Blicke kodifiziert sind: Wie viele Sekunden darf ein Blickkontakt dauern, um was zu bedeuten? Welchen Grad an Härte, Herzlichkeit oder Sympathie sollte er ausdrücken, um Männlichkeit und Heterosexualität zu signalisieren? Ist der Blick zu lang, gilt man schnell als schwul oder als jemand, der Streit sucht. Ist er zu kurz, gilt man als Feigling.

Als ich als Frau lebte, lernte ich unbewusst, mit Männern zu flirten. Damals schien es das Natürlichste der Welt: sich lässig durch die langen Haare fahren, schöne Augen machen und häufig nach unten schauen, die perfekte Mischung aus Freude und Verlegenheit. In Frankreich wird ohnehin mehr geflirtet. Es ist eine Art Höflichkeitsform, es gehört zum netten sozialen Umgang, es ist quasi Pflicht. In Deutschland bringt man zum eigenen Geburtstag einen Kuchen mit ins Büro oder stellt den KollegInnen zu Ostern ein Körbchen mit verzierten Eiern neben den PC. Franzosen flirten lieber. Nun jedoch ist jeder Blickkontakt mit einem Mann, als würde ich bei Rot über die Ampel gehen.

Der Binder drückt auf meinen Brustkorb, ich kriege kaum Luft, wie soll ich so überhaupt Sport treiben? Gleichzeitig fühle ich mich, als würde ich platzen vor Kraft. Alle zwei Wochen spritze ich mir Testosteron direkt in die Muskulatur. Vor Kurzem konnte ich nachts nicht schlafen, in meinem Blut war Silvesterparty, Sex oder Sport, habe ich gedacht, Sex oder Sport. Da ich Single bin,

entschied ich mich für Sport und joggte um drei Uhr morgens auf dem Columbiadamm. Bewegungsdrang ist natürlich nicht die einzige Motivation im Gym zu trainieren. Ich will meinen Körper formen. Ich will sehen, wie meine Muskeln härter werden. Ich will ich selbst werden. Außerdem habe ich morgen ein Date – mein erstes, seit ich als Mann wahrgenommen werde. Also muss ich dort rein.

»Da bist du ja!« Ich bin so erleichtert, Kris vor mir zu sehen, dass ich ihr die Verspätung sofort verzeihe. Sie hat ihre Sporttasche über die Schulter geworfen und trägt auch bei dreißig Grad eine pomadisierte Elvis-Tolle, ein kariertes Hemd, Cowboystiefel und ihre alte Perfecto. »Femmes halten Pumps aus, Butches tragen auch im Sommer Lederjacke«, sagt sie. Kris und ich kennen uns aus der queeren Szene. Als ich sie zum ersten Mal auf der Bühne sah, trug sie ein Gedicht in Tweet-Länge vor: *The saddest story of the world in four words: No one really cares*. Doch eigentlich ist Kris nicht verzweifelt, sondern witzig.

Ich springe von der Couch auf. Ach, könnten wir doch zusammen in die Frauenumkleide gehen, wie in alten Zeiten. Früher waren wir oft gemeinsam hier, doch als mein Bart anfang zu wachsen und meine Stimme tiefer wurde, habe ich eine Trainingspause eingelegt, die seit sechs Monaten andauert.

»Alles wird gut«, sagt Kris.

Dieser Satz ist erstaunlich. Obwohl wir genau wissen, dass es nicht stimmt, funktioniert er. Ich atme tief in den Bauch hinein, um mich zu entspannen.

»Schöner Militärhaarschnitt.« Kris fährt mit der Hand über meinen kurz geschorenen Hinterkopf.

Ich grinse. Wenn die Jungs in der Umkleide wüssten, dass ich zu der Zeit, als es in Frankreich noch die Wehrpflicht gab, die Musterung nicht bestanden hätte.

»Los!«, sagt sie. »Wir sehen uns im Geräteraum!«

Im Vestibül von Kaiserin Sissi trennen sich unsere Wege. Kris, die männlicher wirkt als ich, folgt den rosa Flip-Flops. Und ich den blauen.

Ich steige die Stufen hoch.

Und dann springe ich.

Um Testosteron nehmen zu dürfen, musste ich zunächst eine Psychotherapie machen. Das verlangt der Medizinische Dienst der Krankenversicherung, kurz MDK. Die Psychotherapie muss mindestens achtzehn Monate dauern. Dabei muss ein sogenannter Alltagstest absolviert werden. Es geht darum, in allen Bereichen des Lebens in dem »gewünschten« Geschlecht zu leben, um die »neue« Geschlechterrolle zu erproben. Erst dann kann ein Gutachten erstellt werden, das die Diagnose »Transsexualismus« bestätigt und grünes Licht für die Hormontherapie gibt. Dieser Psychotherapie-Zwang ist ein Problem. Ich kenne trans\* Leute, die sich eine solche Begleitung wünschen, aber viele brauchen das nicht. Sie sehen sich als Expert:innen in eigener Sache. Ob ein Juwelier zum Psychiater geht, um das Karat seiner Diamanten einschätzen zu lassen?

Falls man neben der Hormontherapie auch Operationen möchte, wird man erneut zum MDK bestellt, der ein weiteres psychiatrisches Gutachtenverfahren initiiert. Gleichzeitig wird die Vornamens- und Personenstandsänderung beim Amtsgericht beantragt. Das Gericht verlangt wiederum zwei Gutachten von sogenannten Sachverständigen. Nicht selten erfolgt eine grenzüberschreitende Befragung: »Haben Sie Sex mit Männern oder mit Frauen?«, »Lassen Sie sich dabei an den Geschlechtsteilen berühren?«, »Liegen Sie bevorzugt oben oder unten?« Bis hin zu: »Machen Sie mal Ihren Oberkörper frei!« Im Grunde ist das ganze Verfahren eine Art Rekrutenmusterung, bei der die Person Selbsthass und ihre Tauglichkeit für die Zweigeschlechterordnung beweisen muss. Allerdings: So wie es bei mir ablief, hätte genauso gut ein Juwelier das Gutachten schreiben können.

Auch an jenem Tag war ich ausnahmsweise zu früh. Die Sprechstundenhilfe hatte mir am Telefon mitgeteilt, ich müsse meinen trans\*-Lebenslauf mitbringen.

»Meinen was?«

»Die Eckpunkte Ihrer Biographie, die Sie veranlassen zu denken, Sie seien transgender.« Die Sprechstundenhilfe sprach das Wort »transgender« nicht wie im Englischen aus, sondern mit g wie »Gustav«.

Ich fühlte mich wie vor einem Bewerbungsgespräch. Im Wartezimmer übte ich Coolness, saß mit gespreizten Beinen da,

den Arm auf der Rückenlehne des Nachbarstuhles. Bewerbungsgespräche sind nicht meine Stärke. Den Termin hatte ich mit einem Freund, Timo, am Tag zuvor geprobt. Zum Glück wusste ich ungefähr, welche trans\*-Biographie von mir erwartet wurde. Inzwischen hatte ich genug dieser »Lebensläufe« in der trans\*-Community gesehen: *Ich kam im Jahr X als Mädchen auf die Welt. Dass ich im falschen Körper geboren wurde, bemerkte ich sehr früh. Bereits im Alter von drei Jahren habe ich mich wie ein Junge gefühlt. Als Kind wollte ich nicht mit Puppen spielen, sondern lieber Fußball. Als meine Brüste anfangen zu wachsen, brach meine Welt zusammen. Und so weiter.*

Bei mir stimmte das allerdings nicht so ganz. Als Kind spielte ich gern mit Puppen. Ich wollte lieber lesen statt Fußball spielen. In der Pubertät war ich auch kein Tomboy, eigentlich war ich sogar ziemlich feminin. Baggy Pants, weite T-Shirts und Baseball-Caps habe ich an dem Tag beiseitegelegt, als mein Vater mir sein Büro zeigte. Lange wusste ich nicht, was mein Papa beruflich machte. Ich wusste, dass er für ein Familienunternehmen arbeitete, das Lampen verkaufte. Ich wusste, dass mein Vater jeden Tag mit Anzug und Krawatte zur Arbeit ging, um zwölf Uhr meine drei Geschwister und mich von der Schule abholte, nach dem Mittagessen vor dem Fernseher einnickte, um dann völlig hektisch loszufahren, weil er um 13:30 Uhr wieder im Büro sein musste. Ich glaube, er kam jeden Tag zu spät. Kein Wunder, dass Pünktlichkeit für mich heute bedeutet, mich zum verabredeten Zeitpunkt auf den Weg zu machen.

Ich kann mich nicht mehr erinnern, wie das Büro meines Vaters aussah. Ich erinnere mich, dass ich gehofft hatte, der Chef wäre nicht da. Ich kannte ihn, weil ich ab und zu abends als Babysitter bei ihm arbeitete und er mich danach zurück nach Hause fuhr, meistens angetrunken. Einmal hat er versucht, mich auf den Mund zu küssen, als er vor unserem Haus hielt. Er sagte mir, ich solle ihm vertrauen und die Augen schließen. Seine Lippen berührten meine, er roch nach Whisky und nach der dicken Zigarre, die er immer am Steuer paffte. Unser Haus stand zwischen der Schnellstraße D75 und der Autobahn E19. Die vorbeirasenden Autos klangen wie das Rauschen des Meeres.

Als Papa mich ins Büro mitnahm, war der Chef nicht da. Da war nur ein Kollege, auch mit Anzug und Krawatte, der nach einem kurzen Gespräch fragte: »Willst du mir deinen Sohn nicht vorstellen?« Mein Vater senkte den Blick und antwortete, ich sei nicht sein Sohn, sondern seine Tochter. Ich merkte, dass er sich schämte. Auch dem Kollegen war es peinlich, er lachte kurz und entschuldigte sich. Im Stillen freute ich mich, dass ich für einen Jungen gehalten wurde. Aber ich spürte, dass ich mich eigentlich nicht freuen durfte. Es tat mir weh, dass mein Papa sich wegen mir schämen musste. Von da an lernte ich, enge Tops und Röcke und Nylonstrümpfe zu tragen.

Doch es gab noch einen weiteren Grund für Make-up und High Heels: Ich stehe auf Männer. »Sie stehen auf Männer?« Als ich im Wartezimmer saß, stellte ich mir vor, dass ich das gefragt würde. »Warum bleiben Sie denn nicht eine Frau?«

Nun ja, in welchem Geschlecht ich mich durch die Welt bewegen will, hat nichts damit zu tun, zu welchem Geschlecht ich mich hingezogen fühle. Genauso gut könnte man fragen: »Fährst du lieber mit dem Zug oder nach Barcelona?« Antwort: »Egal, Hauptsache Italien!«

Dann wurde ich aufgerufen. Hinter dem Schreibtisch der Psychiaterin hing ein riesiger Stadtplan von Berlin an der Wand. Auf ihrem Schreibtisch stapelten sich Ordner, daneben stand ein Telefon aus den 1980er Jahren, der Hörer wie eine Kurzhantel. Ich musste an Derrick denken, der ungefähr zur gleichen Zeit im französischen Fernsehen lief. Die Ärztin trug eine ähnliche Brille wie er. Ob sie gleich eine Schreibmaschine hervorzaubern würde, klack klack, um meine Aussage aufzunehmen? Nein. Sie blätterte in meinem trans\*-Lebenslauf und stellte hier und da Fragen.

»Sie haben in der Pubertät Drogen genommen?« Es klang wie eine Feststellung. Ihr Blick blieb auf das Papier gerichtet.

»Ja.« Mit siebzehn habe ich alles Mögliche probiert. LSD, Ecstasy, Kokain, Speed und natürlich Gras. Ich wollte aufhören, nachzudenken. Es fehlte mir an Leichtigkeit. Außerdem war ich schüchtern und wusste nicht, wie ich mit anderen in Kontakt kommen sollte. Dabei glaubten mir das viele gar nicht – den meisten galt ich als fröhlich und klug und stark. Die Drogen sollten

meine heimliche Verklemmtheit heilen. Doch leider machten sie es nur noch schlimmer. Im Rausch wurde mein Hirn zu einem Schaf, das sich selbst schert und dann mit der eigenen Wolle einen löchrigen Pulli strickt. Als ich 1994 zum Studium nach Belgien zog, habe ich mich von meiner Clique distanziert und mit dem Stricken aufgehört.

»Und seitdem nehme ich gar keine Drogen mehr, ich trinke auch keinen Alkohol, nur ab und zu ein Bier auf Partys, und rauche weder Tabak noch Marihuana«, sagte ich.

Derrick kritzelte etwas in meinen Lebenslauf. »Ich sehe, dass Sie mit siebzehn einen Suizidversuch hatten?«

Korrekt. Eigentlich zwei. Mit siebzehn tat mir das Menschsein weh. Eines Abends schrieb ich unter Tränen einen Abschiedsbrief und schluckte zwei Packungen Tabletten. Da man in meiner Familie jedoch nur selten zum Arzt ging – mein Vater sagte immer: »Wenn du Grippe hast und zum Arzt gehst, dauert's eine Woche. Wenn du nicht zum Arzt gehst, dauert's sieben Tage.« –, hatte ich keine Ahnung von Medikamenten. Meine Schlaftabletten waren Baldrian, und am nächsten Morgen erstand ich auf, frisch und erstaunt. Eine Woche später spritzte ich Luft in eine Ader am Ellbogen. Ich hatte gehört, dass das tödlich ist, weil die Bläschen in Richtung Herz und Lunge wandern und den Kreislauf sofort stoppen. Ich persönlich bekam nur blaue Flecken. Ich wusste nicht, wie ich leben sollte. Aber sterben konnte ich anscheinend auch nicht.

Die Psychiaterin drückte das Kinn auf die Brust, um mich über ihre Brille hinweg zu mustern. »Sind Sie in einer Partnerschaft?«

Diese Frage war wichtig, das wusste ich. Es gab eine Zeit, in der eine Geschlechtsangleichung vor allem dann bewilligt wurde, wenn die Person dadurch heterosexuell wurde. Was sollte ich sagen? Durfte ich antworten, dass ich bis vor Kurzem eine Beziehung mit einem Mann gehabt hatte, die immerhin zwei Jahre hielt? Eine Testosterontherapie würde mich – und ihn auch! – offiziell schwul machen. Sven und ich hatten uns getrennt, weil wir im Alltag nicht kompatibel waren. Seitdem war ich Single.

»Stehen Sie auch auf Frauen?« Diesmal sah mir die Psychiaterin direkt in die Augen. In ihrem Blick flimmerte Spiellust,

als würde sie einen Trixie-Federstab vor einer Katze hin- und herwedeln.

»Ja, ich fühle mich zu Frauen hingezogen, aber nicht als Lesbe, und ich fühle mich auch zu Männern hingezogen, aber nicht als heterosexuelle Frau.« Tatsächlich hatte ich mit neunzehn mein lesbisches Coming-out gehabt. Es war schön gewesen, und doch hatte ich den Eindruck gehabt, dass ich dabei lügen würde. Kurz danach verliebte ich mich in einen Kommilitonen. Ich war verwirrt. Hieß das, dass ich bisexuell war? Ich wusste nicht, dass es mehr als zwei Geschlechter gibt und dass mein Thema nicht meine sexuelle Orientierung, sondern meine geschlechtliche Identität war.

Es war still im Zimmer, während Derrick weiter in meinen Unterlagen las. Timo hatte mir den Rat gegeben, Flyer beizulegen, auf denen ich für Spoken-Word-Events als Jayrôme angekündigt wurde oder als Drag King zu sehen war – als Beleg dafür, dass ich bereits seit einer Weile mein Leben in männlicher Identität erprobte.

Der Psychiaterin meine Geschichte zu erzählen war wie Autofahren bei Glatteis. Größte Vorsicht war geboten. Laut der Internationalen Klassifikation der Krankheiten ICD-10 geht »Transsexualismus« – »der Wunsch, als Angehöriger des anderen Geschlechts zu leben« – mit persönlichem Leiden und gestörter sozialer Funktionsfähigkeit einher. Sehr gern hätte ich davon berichtet, wie glücklich ich gerade war. Ich war nicht mehr jung, ich war nicht mehr hilflos. Als ich klein war und meine Filzstifte verschlissen waren, malte ich tapfer weiter und drückte einfach stärker auf. Es wäre mir nicht in den Sinn gekommen, nach neuen Stiften zu fragen, nicht nur, weil meine Eltern wenig Geld hatten. Doch mittlerweile hatte ich gelernt, zu fragen, für mich und für andere zu sorgen. Würde man mir die Hormontherapie wegen fehlendem Leidensdruck verweigern? Ich blickte zu Boden und versuchte, möglichst unglücklich auszusehen, während ich innerlich schon zu einer Entgegnung ansetzte.

*Frau Doktor, Geschlecht ist keine Diagnose. Keine standardisierte Praxis. Keine medizinische Notwendigkeit. Kein gängiges Problem. Keine bahnbrechende Uneindeutigkeit.*

*Verstehen Sie?*

*Frau Doktor, ja, ich bin glücklich, die Menschen, die mir nahestehen, unterstützen mich, meine Katze auch, mein Arzt hat sich Zeit genommen, um mir die Wirkung von Testosteron gründlich zu erklären. Ich habe es mir lange überlegt, und nun bin ich mir sicher.*

In mir wurde es still. Die Psychiaterin schloss meine Mappe. Sie musterte mich mit einem wohlwollenden und müden Blick. »Gut. Meine Assistentin wird Ihnen das Attest für die Hormontherapie drucken.«

»Echt?!«, quiekte ich. Scheiße. Klang nicht wie ein Prinz. Würde Derrick seine Meinung revidieren? Doch er lächelte.

»Alles Gute weiterhin, Herr Robinet.«

Was mir in der Männerumkleide zuerst auffällt, sind die Haargel-Spender. An der Stelle, wo bei den Frauen die Föhne hängen, gibt es hier Gratis-Haargel. Doch eigentlich bleibt mein Blick nur daran hängen, um den ganzen Rest auszublenden. Ich wünschte, meine Augen würden beschlagen wie Brillengläser im Winter beim Betreten einer Kneipe. Wo auch immer ich hingucke, sehe ich Pobacken, Geschlechtsteile, angespannte Muskeln, behaarte Brüste. Schweißgeruch hängt in der Luft. Mir wird schummrig. Zwischen all den nackten Männern steht eine Frau. Sie ist sportlich gekleidet und schiebt einen Reinigungswagen.

Ich schaue zu der Frau und suche ihren Blick. Eimer, Putzmittel, Besen. Mit einem Klick löst sie den Wischmopp vom Halter. Heißer Dampf kriecht aus ihrem Eimer herauf. Ich finde einen Platz auf der Holzbank. Hier ist definitiv mehr Platz als bei den Frauen, aber dafür gibt es dort eine extra Sauna. Dass Männer keine »eigene« Sauna haben, sondern die gemischte Sauna nutzen müssen, hat damit zu tun, dass das Fitness-Studio schwulem Cruising vorbeugen möchte, erklärt mir später ein Mitarbeiter. Bei Frauen wird nicht davon ausgegangen, dass sie einen geschlossenen Raum, in dem sie gemeinsam mit anderen Frauen nackt sitzen und schwitzen, sofort für schnellen Sex umnutzen. Eine solche promiske weibliche Sexualität ist undenkbar. Hinzu kommt, dass Frauen den öffentlichen Raum ohnehin seltener für sich beanspruchen als Männer – da wird auch beim Thema Sex von nichts anderem ausgegangen.

Die Frau wischt den Boden zwischen Sneakers und Sporttaschen. Ich kenne sie. Ich habe sie damals drüben gesehen. In die Frauenumkleide dürfen keine Männer: Gym-Mitgliederinnen und Ein-Tag-Gästinnen, Mitarbeiterinnen, Kursleiterinnen und Springerinnen und auch die Menschen, die putzen ... ausschließlich Frauen.

Ich verstaue meinen Rucksack im Schrank. Sportklamotten habe ich schon an. Über der Bank hängen Handtücher, die scharf nach Schweiß und Duschgel riechen. Warum darf nicht einmal eine männliche Reinigungskraft die Frauenumkleide betreten, obwohl eine Frau bei den Männern putzt?

Der Schrank und ich starren uns an. Auf der gegenüberliegenden Bank beugen sich zwei Typen über ein Smartphone und kichern. Frauen werden gebeten, ihre Kontakte sowie die Orte, an denen sie sich in Gegenwart von Männern aufhalten, mit Vorsicht auszuwählen. An den Orten, wo sie wenig oder gar keine Kleidung tragen, muss ein Schutzraum für sie geschaffen werden. Ein Putzmann würde für Frauen, die sich gerade umziehen – und sei es ein einziger Mann in einer 20-köpfigen Frauengruppe –, eine Gefahr darstellen. Ein Wolf im Schafstall. Und selbst wenn er nichts unternimmt, was ist mit seinen lüsternen Blicken? Dem Kopfkino?

Aber warum wird dann die Frau, die hier gerade putzt, ganz allein in die Höhle des Löwen geschickt? Ist sie keine Frau, die Schutz benötigt?

»Wegen ihrer sozialen Herkunft«, interveniert meine innere Kris.

Eine Putzfrau. Keine Frau, die putzt. Eine Putze. Damit hat sie in diesem Moment vor allem einen sozialen und keinen geschlechtlichen Status.

Wolf im Schafstall. Höhle des Löwen. Männer fühlen sich in ihrer Intimsphäre von Frauen auch deshalb nicht gefährdet, weil Frauen eben keine lüsternen Blicke werfen. Angeblich. Frauen sind überhaupt nicht lüstern. Frauen erobern nicht. Sie haben keine Libido, kein Kopfkino, keinen Trieb.

Die Frau drückt den Mopp aus, Wasser tröpfelt in den Eimer. Ich möchte ihr zulächeln. Ihr zeigen, dass ich sie als Menschen

wahrnehme. Aber vielleicht würde sie sich durch meine Aufmerksamkeit als Sexualobjekt markiert fühlen?

Vor mir: Überall Handtücher, acht, neun, elf Stück, hängend, liegend, zusammengeknüllt auf den Bänken. Direkt darüber ein Schild: *Liebe Mitglieder & Gäste! Wir bitten Sie, den Rückgabe-Einwurf im Eingangsbereich zu nutzen und die Handtücher nicht in den Umkleiden liegen zu lassen. Vielen Dank für Ihre Unterstützung.*

Ich schaue vorsichtig zur Frau, die putzt. Der Duft von Citrus-Reiniger mischt sich mit dem Schweißgeruch. Ich spüre eine Nähe zwischen ihr und mir, die mich überrascht und irgendwie seltsam wirkt. Sie hebt die Handtücher auf und wirft sie in einen großen Abfallsack. Sie rollt ihren Reinigungswagen weiter. Weg ist sie. Zurück bleibt die Sauberkeit in der Umkleide.

»Haste gesehen?«

Ich zucke zusammen. Einer der beiden Typen, die sich vorhin etwas auf ihren Smartphones zeigten, hält eine riesige Trainingshose vor mir hoch. Neben ihm steht sein Kumpel, breitbeinig, ohne T-Shirt, Fäuste in die Hüften gestemmt. Ob Schlägertypen mit freiem Oberkörper rumlaufen? Der Boden ist nass, wenn ich weglaufen muss, rutsche ich bestimmt aus.

»Schau mal!«, fährt der Typ fort.

Am liebsten möchte ich mich auf Zehenspitzen davonschleichen, nicht so sehr, weil ich nicht ausrutschen will, sondern um die Arbeit der Frau nicht zu zerstören. Meine Erfahrung aus der Frauenumkleide ist, dass sich dort eigentlich nur Freundinnen miteinander unterhalten, also Menschen, die sich kennen.

Eine XXL-Adidas-Hose ... und?

»Das ist nicht meine«, sage ich.

»Ist seine.« Der Breitbeinige deutet mit einer leichten Kopfbewegung auf seinen Kumpel.

»War meine«, korrigiert dieser. Und dann wieder in meine Richtung: »Kannst dir das vorstellen? Ich war mal 40 Kilos schwerer! Hab alles wegtrainiert! In ... wie lange?«

Er dreht sich hilfeschend zu seinem persönlichen Orakel.

»6 Monaten«, hilft ihm sein Freund auf die Sprünge.

Als Beweis des Gewichtsverlusts wird mir ein Smartphone entgegengestreckt: Auf dem Bild trägt der Kleine die XXL-Hose.

»Das bin ich! So hab ich mal ausgesehen! Krass, oder?« Seine Augen funkeln.

Soll ich auch mein Handy zücken? Den beiden ein Foto von mir mit Glitzer-Kleid und langen Haaren zeigen? »Das bin ich! So hab ich früher ausgesehen! Krass, oder?«

Natürlich nicht. Sicher sind trans\* Menschen selten, Umkleiden sind nicht unser einziges Problem. Am Arbeitsplatz, in der Ausbildung, auf dem Wohnungsmarkt, beim Dating, auf der Straße, in der Familie – im öffentlichen wie privaten Raum sind trans\* Personen häufig Opfer von Mobbing, Diskriminierung und Gewalt, ja sogar Mord.

»Krass!«, sage ich.

Ich frage mich, ob ich zum Gewichtsverlust gratulieren soll. Aber die beiden haben sich bereits in Richtung Duschbereich verzogen. Erst jetzt merke ich, dass der Kleine irgendwie größere Brüste hat als ich.

Tap-tap-tap, Sneakerssohlen trommeln auf Gummimatten. Laufbänder summen. Der Binder schnürt mir die Brust zusammen, das Atmen fällt schwer, als würde ich mit Zigarette im Mund joggen. Neben mir nuckelt jemand an seiner Trinkflasche. Vor mir ein riesiges Panoramafenster, dahinter breitet sich der Park aus. Dünn und grün hebt sich das Blattwerk der Buchen vom Blau des Himmels ab.

»Na, alles überstanden?«

Ich brauche immer ein paar Sekunden, um Kris ohne Lederjacke und in Sportklamotten einzuordnen – wie bei jemandem, den man nur in Uniform kennt und plötzlich in Zivil trifft. Ich drücke auf Stopp, und mein Laufband summt sich langsam zum Stillstand.

»Die haben Haargel-Spender!« Mit dem Handtuch wische ich mir den Schweiß vom Hals.

Kris grinst unter ihrer Elvis-Tolle. »Hätt' ich auch gern bei den Frauen, wenn ich meins zu Hause vergesse.« Aber auch Haarpolitik ist gegendert. Manchmal stelle ich mir zwei komplett unbehaarte Aufziehpuppen vor. Wenn man am Rädchen dreht, wächst das Haar. Bei der einen Puppe muss es am besten lang sein. Halt! Nur an zwei Stellen: eine Haarpracht auf dem Kopf, bitte, und

lange Wimpern. Den Rest gefälligst epilieren, rasieren oder bleichen! Bei der anderen Puppe ist es genau umgekehrt: kein Haar auf dem Kopf, sonst aber überall behaart.

»Woll'n wir?« Kris zeigt auf die Krafttrainingsfläche. Obwohl sie Sneakers trägt, läuft sie wie mit ihren Cowboystiefeln.

Vor der Spiegelwand sitzt ein Typ in der Hocke und bereitet sich darauf vor, eine Langhantel anzuheben. Rotes, verzerrtes Gesicht. Stöhnen und Grumpfen. Mir fällt auf, dass die Frauen im Fitness-Studio keinen Laut von sich geben, nicht mal beim Gewichtheben. Allerhöchstens mal ein geräuschvolles Ausatmen.

Klong, Gewichte knallen auf den Boden. Ich spüre die Blicke der Typen um mich herum. Man ignoriert sich nach Kräften, aber belauert einander aus dem Augenwinkel. Bizeps, Trizeps, Brustmuskel, Sixpack – im Spiegel kann man die Konkurrenten unauffällig mustern. Hier gibt es keinen direkten Wettkampf, keine Goldmedaille, kein jubelndes Publikum. Der eigentliche Wettbewerb, der Vergleich, beginnt *nach* dem Spiel, nachdem wir das Gym verlassen haben, im realen Leben. —

Erstes Kapitel aus Robinet, Jayrôme C.: *Mein Weg von einer weißen Frau zu einem jungen Mann mit Migrationshintergrund*. Berlin 2019: Hanser

Gedankt sei dem Hanser-Verlag für die freundliche Genehmigung des Abdrucks.

Marcel Czermak  
Der Transsexualismus:  
Kleine Taschenklinik  
für den Gebrauch  
des zeitgenössischen  
Psychiaters

In einem Vortrag am 21. Juni 1987, publiziert in unseren *Passions de l'objet*, haben wir einige grundlegende Klarstellungen zum Transsexualismus beigetragen. Sie bleiben gültig und man kann sie dort nachlesen. Wir schrieben in unseren Schlussfolgerungen:

Marcel Czermak  
Der Transsexualismus:  
Kleine Taschenklinik  
für den Gebrauch  
des zeitgenössischen  
Psychiaters

*Ausgehend von dem Versuch, den phallischen Signifikanten zurückzuweisen [rejeter] und vor allem von dessen Gelingen, taucht die Pflicht auf, Frau zu sein vor sich selbst; eine Pflicht, die den Weg eines Anspruchs ohne Jenseits nimmt, petrifizierte Forderung, dem üblichen Irrtum folgend, zu einer morphologischen Veränderung, die sich auf die Organe bezieht; eine Forderung, die an einen Mediziner adressiert wird, der als nicht-barrierter, allmächtiger hingestellt wird; Zurückweisung, die daraufhinzielt, die Überquerung [franchissement] des Phantasmas des Phallus hin zur Schönheit zu bewirken, die zum asymptotischen Gefälle auf Die Frau hin führt, die einer der Namen-des-Vaters ist; Überquerung, deren delirante Übersetzung einen Kollaps des Körpers in die Kleidung darstellt, authentischer Hüllen-Wahn [délire d'enveloppe].<sup>1</sup>*

Jean-Jacques Tyszler hat dazu wertvolle topologische Bemerkungen in seinem Artikel *Die umgestülpte Haut und die Jouissance der Hülle* beigetragen.<sup>2</sup>

Insistieren wir erneut auf den Punkten, die allen Transsexuellen, denen wir begegnet sind, männlichen wie weiblichen, gemeinsam sind, nachdem wir darauf hingewiesen haben, dass in unseren Augen der reine Transsexualismus nur der lokale und exemplarische Fall der wesentlichen Transsexualisierung in allen Psychosen ist. Lacan qualifiziert diese Transsexualisierung als

»Drang-zur-Frau« [*Pousse-à-la-femme*]. Dieser »Drang-zur-Frau« ist das, was wir versuchen aufzuklären. Er umfasst:

1. Hass auf den eigenen Körper, insofern sein Bild ein Objekt enthält, dessen phallischer Glanz aus dem Subjekt die Ursache eines Begehrens machen könnte, von dem anvisiert zu sein oder gar das ausüben zu müssen das Subjekt absolut ablehnt [*récuse*]. Einer unserer Patienten, auf den Stéphane Thibierge<sup>3</sup> mit gutem Recht hinwies, bedeckte sich die Haut in seiner Badewanne mit seinen eigenen Exkrementen und erlangte eine Erektion angesichts der Erniedrigung seiner Hülle. Er setzte dieselbe Prozedur ins Werk, aber dieses Mal mit Schönheitsprodukten, um an sich die Frau zu feiern, die schöne Frau, und erlangte ebenfalls eine Erektion. Er verlangte die Kastration.

Wir vergessen nicht, wie einer unserer Patienten, ein transsexueller Prostituirter, einen Kunden getötet hat, der ihn als Homosexuellen bezeichnete. Oder wie ein anderer, in seinem Hass auf Männer, das Begehren und den Phallus eine Gelegenheit gefunden hat, seiner Mutter bei der Ermordung ihres Gatten behilflich zu sein. Aber wie soll man, bemerkte dann die erzieherische Umgebung, einen Adoleszenten anklagen, der seine Mutter verteidigt?

2. Es ist im Moment dieser Zurückweisung, dieser Verwerfung [*forclusion*] des Phallus, dass die Idee der Schönheit als Vorladung der Frau und ihrer Kleidung auftaucht. Frau, die auf ihre Hülle reduziert ist, leere Hülle, tote Hülle, außerhalb von Sex und Begehren, tot gegenüber jeglicher sexueller *Jouissance* und zentriert in einer Hautlichkeit [*cutanéité*], die ihre letzte Konsistenz bleibt, getragen von der Benennung: Frau. Fremdartige Schönheit also, deren – wir lehren es – Auftauchen sich immer in der Klinik zeigt, an der Grenze, wo das Subjekt die Psychose streift, wo es sogar beinahe in diese kippt, wenn es ihr nicht sogar deutlich verfallen ist. Überflutende, strahlende Schönheit, die sich anbietet in dem Moment, in dem das Subjekt, tot, kadaverisiert, die Augen geplatzt, keinen Ort mehr hat, von dem aus es sich sieht, weil es der Ort des universellen Interesses geworden ist, ebenso wie der des universellen Abfalls.

Oberfläche der Schönheit also, die sich umkehrt [*se retourne*], in dieses Objekt, welches Lacan als »Objekt a« bezeichnete. Wir

wissen, wie in den erwiesenen Psychosen die Stimmen das Syndrom SKH (»Schlampe, Kuh, Hure«) herstellen, getreu Henri Ey, aber auch »Jungfrau, Maria«. Wendung [*Retournement*] von der Jungfrau zur Hure. Von der Schönheit zum Abfall. Blick des anderen also, der dem Subjekt seine Botschaft nicht in umgekehrter Form zurücksendet [*retourne*], sondern in direkter Form und in der es unablässig seine imaginäre Konsistenz zu finden versucht.

3. Man wird parallel die häufige Note von Obszönität und Karenz des Schamgefühls bemerken, von einem Exhibitionismus, der den Voyeurismus herbeiruft, bedingt durch das Verschwinden jeglichen Jenseits des Sprechens [*parole*], des Austauschs und der Gabe: institutionalisiertes Einbrechen ins Schamgefühl durch die Unterdrückung des Schleiers, der den Signifikanten der Metapher und der Fruchtbarkeit selbst abschirmt, woraus nun die entmetaphorisierte Leinwand wird. Daher im Übrigen im Dialog, die Abwesenheit eines Jenseits des Anspruchs, die Abwesenheit von Dialektik, die fordernde, unbewegliche, fixe und tyrannische Petrifizierung, unter dem Anschein eines billigen Kokettierens [*minauderie de pacotille*]; Subjekt also, außerhalb der Szene der Welt, von der es sich evakuiert hat, um die Rückkehr am Ort des reinen Spektakels anzutreten. Kurz: reiner Schein.

4. Auf diesem Feld imaginärer Prekarität, dem Versuch einer »Heilung«, um es mit Freud zu sagen, da, wo Lacan von einer Wahnmetapher sprach, von Stabilisierung, erscheint deutlich die Bedeutung der besagten »Metapher«: Die Frau als Namen haben, aber auch Der Mann, diejenigen, die nicht existieren, weil sie Alles geworden sind, Alles in Einem, einzigartige Totalität, sphärische Vollständigkeit des primordialen imaginären Menschen, diejenige oder derjenige, von der oder dem aus alle gezählt werden, unter die sie sich jedoch nicht zählen können. Und sie erleben – durch das Fehlen der symbolischen Kastration, der Spaltung durch die Sprache –, wie die reale Kastration zu ihnen zurückkommt in Form einer Forderung, die ihr Handeln bestimmt, Forderung einer realen Spaltung: Die verfehlte symbolische Spaltung in der Operation der Sprache erscheint wieder in den Zügen der realen Spaltung durch die Operation des Chirurgen, welche sich auf das Organ und die Morphologie richtet.

5. Diese Frau – so wie dieser Mann, in den Fällen weiblicher Transsexueller – ist eine reine Benennung, deren Bedeutung dem Subjekt entwischt. Aber das Subjekt gibt uns die signifikanten Züge davon: voll und leer, sphärische Vollständigkeit, tot und Petrifizierung, deren Affinitäten zum Negationswahn nach Cotard festgestellt werden können, hier ebenfalls in Form des Nicht-Seins formuliert: Ich bin kein Mann und keine Frau, denn ich bin Die Frau oder Der Mann. Nicht-Sein, welches seine Hypostase in der Affirmation eines absoluten Seins findet; Nicht-Sein, welches nach der Unterstützung durch eine Benennung schreit und welches die eindrücklichen Phasen erklärt, depressive oder des Hochgefühls, sogar der Verwirrtheit, die einige zeigen. Reine Benennung, unzureichend wegen einer Verspätung im Sinne der Verwerfung: Das anerkannte und unbenannte Subjekt wird im Moment seines verfrühten Rufs zum Leben sehen, dass sich eine Disjunktion seiner Identifikation und seiner Anerkennung herstellt. Es erbittet aufgrund einer identifikatorischen Karenz eine Anerkennung, die unmöglich ist, was mühelos in dem festzustellen ist, was wir eine wahrhaft phallische Hypochondrie nennen, nämlich die nicht erfolgte Installierung in der Ordnung der Generationen. Man versteht infolgedessen den Appell an die Gerichte und Standesämter, um die verfehlte symbolische Operation der Abstammung, der Gabe und des Austauschs zu realisieren. Aber die Gerichte können genauso wie die Mediziner darauf nur eine verfehlte Antwort geben.

6. Angesichts dieser Forderung, als Frau oder Mann angesprochen zu werden, als Frau oder Mann benannt zu werden, dieser Forderung, sich einen Namen zu machen, sich selber einen Namen zu geben, wie könnte man da vergessen, was Lacan über Joyce bemerkte: Es handelt sich darum, für sich ein »Sinthom« zu machen, welches dem Subjekt Halt gibt. Bemerkung, die genauso gut für jeden Abstammungswahn gilt, in dem das Subjekt der Benennende wird, der allem seine Benennung auferlegt: Name des Namens des Namens des Namens ...

7. Diese wahre »Frau«, welche jeder Frau ihre Weiblichkeit abspricht, ihre Spaltung und ihre Bedrängnisse [*embarras*], wird sich nun zu deren Anwalt machen, zu deren Herold selbst noch da, wo keine Frau sich wiedererkennen oder identifizieren kann,

außer wenn sie selber ins Schwimmen gerät hinsichtlich dessen, was, in der Ordnung der Identifikationen, nichts der Demokratie verdankt oder den Menschenrechten, sondern alles der imperativen Ordnung der Signifikanten und deren Logik. So wandelt sich das Wahre des Signifikanten in einen geteilten Wahnsinn durch das Verschwinden der Disparität [*disparition de la disparité*] der Plätze für das Subjekt.

8. Diese Forderung ist die eines Subjekts ohne subjektiven Rest, ohne Unbekanntes in seiner Alterität, transparent für sich selber wie für andere, trotz und gerade durch das Kostüm, das es geworden ist. Infolgedessen vorzeigbar oder deklassierbar [*déclassable*], je nach der Szene, in der das Subjekt auftritt: Wovon es in seiner Verzweigung nicht unwissend ist, was auch immer die sozialen Modalitäten seiner Übereinkünfte [*accommodement*] oder seiner Anpassung [*accommodation*] seien.

9. Die Diagnose der Psychose, berechtigterweise gefordert von jeder allgemeinen Psychosenlehre – in Absetzung von derjenigen der Neurosen und so wie diese Letztere unfähig, sich auf gewisse Themen zu stützen –, ist infolgedessen geboten, wenn man jenseits der bereits erwähnten Punkte hinzufügen kann (und unsere Batterie wird minimal sein):

– Die Verwerfung des Anderen, zurückgewiesen aus dem Kreislauf; Kein Ort des Sprechens mehr, an den das Subjekt sich adressiert, denn es ist selber dieser Ort geworden. Es diktiert seine Klinik und seine wesentlich sprachliche Therapeutik: gerufen [*nommé*] werden an den Platz, der nicht existiert, außer wenn man heilig ist;

– Die klare Abwesenheit eines Phantasmas; nicht gespaltenes Subjekt, das schließlich das gute Objekt gefunden hat, dasjenige des Namens, für den es sich hält, nachdem es die phallische Instanz verworfen hat, der wir die Mängel verdanken, die uns in Spannung versetzen. Hier hat der Mangel die Form der Privation. Und wie heilt man von der Sprache?  $\$ \diamond a$ : Das Verschwinden der Punze reduziert das Subjekt auf die reine, geschlossene Oberfläche, die es geworden ist, diese fremde *Jouissance* genießend, die Lacan eine Andere nannte.

– Parallel dazu und dadurch, dass es am Platz eines realen Anderen angekommen ist, fragmentiert sich das volle Subjekt hier

in wimmelnde *alter egos*: imaginäre Kinder, Gewimmel von Partnern. Erinnern wir an die Fantasien, die derart überflutend sind, dass sie das Subjekt den ganzen Tag in einem Imaginären belassen, welches all sein Reales ausmacht: »Ich habe meine Sechslinge im Kopf, drei Jungen und drei Mädchen.« Oder die Diskontinuität von Traum und Erwachen aufheben: »Ich weiß nicht mehr, ob ich träume oder ob das real ist. Es ist gleich.« Erwachen, das sich widerwillig nur vor der Anrufung [*interpellation*] einstellt, die Angst, Hass, Gegenforderung, *passage à l'acte* hervorrufen kann. »Ich lese mein eigenes Blatt [*feuilleton*] und mein Leben ist dann blätterig [*feuillettée*].« Kurz, ein Wahn realisierter Imagination;

– Das Ausblenden jeglicher Begehrensproblematik beseitigt jeden Abstand zwischen Bedürfnis und Anspruch, welche infolgedessen kollabieren, was dazu führt, dass das Subjekt nun nur noch mit permanenten und vervielfachten Doppelgängern zu tun hat: kleine andere.  $S \diamond D$  ist aufgelöst: Kein Subjekt im *fading* vor seinem Anspruch – dieser Ausfall eines mitunter nie installierten Phantasmas endet also in einer einfachen Problematik: Von  $S \diamond a$  sind wir zu  $i(a)$  gekommen; Aktualität eines Bildes, das seine Objekte umhüllt, um sich möglicherweise anzugleichen oder zu verkehren in einem Objekt, welches all die Bilder der »Weiblichkeit« enthält;

– Wir sind von da an in einem Wahn, zwar reduziert, aber dennoch ein Wahn, den  $i(a)$  als generelle Matrize vieler Psychosen auf einfache Weise abbildet, Wahn, der, indem er das der Sprache eigene Missverständnis ablehnt, dazu verleitet, zu fordern, dass kein Abstand den Einen [*l'un*] vom Anderen trennt, sondern, dass der Eine und der Andere diesen Einen [*l'Un*], den Parmenides so schätzte, bilden, den Transsexuellen, von all den Psychotikern der parmenideischste. Es gibt davon andere: So wie das Capgras- oder das Frégoli-Syndrom; – man wird verstehen, dass alles, was den Abstand des Einen zum Anderen, des S1 zum S2 aufzeigt, kein *Acting Out*, also eine uninterpretierbare phallische Monstration, auslösen kann, sondern einen wahren *passage à l'acte*, wo das Subjekt sich aus der Szene durch Verletzung, Suizid, Halluzination evakuiert (einer unserer Transsexuellen, im Paar mit einem Homosexuellen, hatte jedes Mal Halluzinationen, wenn sein Partner ihm seinen Mangel an Enthusiasmus, den phallischen Kult zu

zelebrieren, vorgeworfen hat) oder möglicherweise durch Mord (wir haben bereits den Fall des Prostituierten erwähnt, der den Kunden tötete, der ihn als Homosexuellen beschimpft hatte).

10. Wir sind gewiss solch perversen Transvestiten begegnet, die die Kastration forderten: In dem einen unserer Fälle handelte es sich um einen elenden masochistischen Transvestiten, der seinen Zuhälter zufriedenstellen wollte, um dessen geißelnde Beschützung zu wahren; in einem anderen Fall kritisierte der Partner – unter dem Vorwand, »schon immer ein normales Leben mit Frauen« gehabt zu haben – meine Blindheit für die Tatsache, dass mein transsexueller Patient eine wahre Frau mit einem exzessiven Anhang sei, indem er mir seine Liebe für Frauen als Beweis vorbrachte: sicher, dass sein Empfinden ihn nicht täuschen könne, dass, wenn er liebt, es nur eine Frau sein könne und ich mich seinen Gründen zu fügen hätte.

Wir befinden uns beim Fall des Transsexuellen in keiner Weise in der Feier des phallischen Kultes, die die perverse Fetischisierung erfordert. Aber dies kann der Fall des Partners sein, der, wenn er pervers ist, aus ihm seinen Fetisch machen kann: denn, wenn der Körper kastriert ist, ist es der gesamte Körper, der phallisiert ist, was eben das ist, was der obige perverse Partner von mir forderte.

Wir werden schließlich daran erinnern, dass einer der Züge des Perversen, in seinem Dementi der mütterlichen Kastration (*Verleugnung*<sup>4</sup>), darin besteht, dass er seiner Spaltung ausweicht, um sie im anderen und zwischen den anderen geschehen zu lassen.

Wenn der Transvestit dem Phallus huldigt, was im Gegensatz zum Transsexualismus steht, wird sich der perverse Partner des Transsexuellen genauso gut auf einen kastrierten Körper einlassen können. Wir wissen zudem, dass die Nekrophilie den Gipfel der Perversion darstellt: Ideal des Genusses eines unbelebten Objekts.

11. Wie könnte man nun die Funktion des Partners unhinterfragt lassen, sei er Mediziner oder sei er Richter? Da jede gesunde Klinik deren Einschätzung fordert, ist die Funktion des anderen immer im Bild impliziert. Erinnern wir bei dieser Gelegenheit daran, dass es keinerlei »Neutralität« der klinischen und therapeutischen Aktion gibt.

Mediziner und Juristen sind selber durch die Tugend einer Wissenschaft, in der sich das Machbare vor das Wünschenswerte

drängt, zwangsläufig Partner des Transsexuellen geworden: Mit dem Angebot haben sie die Nachfrage gesteigert, sie sogar kreiert. Demzufolge würden sie, auch wenn sie nichts strukturell Perverse haben, real diesen durch den verlangenden Partner festgelegten Platz besetzen.

12. Erinnern wir mit Lacan daran, dass es in der Neurose der Andere ist, dem die ganze Bedeutung zukommt, in der Perversion der Phallus und in der Psychose der Körper. Wir werden dann bemerken, dass unsere Kultur in ihrer Forderung, dass jeder sein »Mehr« produzieren soll, zur Perversion drängt [*pousse à la perversion*]. Hier verstanden unter der Form »Ich fraue mehr«, »Ich manne mehr« oder »Ich manne nicht mehr«. Den Fetisch produzieren. Vor einigen Jahren wurde in einer großen brasilianischen Wochenzeitung, die eine Umfrage gemacht hatte, um zu ermitteln, wen die Leser als schönste Frau Brasiliens einschätzen, ein notorisch transvestitischer Fernsehmoderator gewählt. Wenn F. Perrier in einem exzellenten Aphorismus einmal sagte, dass wir vor der Neurose unschwer auf den Platz des Perversen, vor dem Perversen in die psychotische Position und vor dem Psychotiker in die neurotische Position geraten, so erinnern wir zudem daran, dass es die Neurose selbst ist, die dafür am empfänglichsten ist, sich dem Wahnsinn zu unterwerfen. Nun, wir können konstatieren, wie die soziale Perversion durch die Entdifferenzierung der Plätze (der Unisex) zur Psychose drängt.

Die Wissenschaft als Phallus genommen in ihrem triumphalen Marsch, das heißt als möglicher Fetisch, lässt also einen Anspruch als absolutes Bedürfnis durchgehen. Die Wissenschaft kann das Begehren verwerfen und in dieser Eigenschaft eine Bedrohung für den Menschen sein, insofern sie das Machbare, das Bild, gegenüber dem zentralen Seinsmangel des Subjekts privilegiert und gleichzeitig das Ideal einer neutralen und kadaverisierten *Jouissance* anbietet. Daher plädieren wir dafür, dem Mediziner seinen legitimen Platz zuzuweisen, denjenigen, den ihm die Übertragung zubilligt, über die er sich klar werden muss. Was unser Thema betrifft, ist dies eine unwiderstehliche und verrückte Übertragung.

Wünschen wir ihm also, dass er nicht aufgibt, kein Dienstleister wird, Zaubrerlehrling, auf dem Markt der nun zerstückel-

baren, transplantierbaren, befruchtbaren und verkäuflichen Körperfragmente. Anscheinend sind gewisse Leute schon nahezu fähig, embryonale intra-abdominale Implantate bei Männern einzusetzen. Alles in allem eine wahre extra-uterine Schwangerschaft: Die »Menschenspielerei«<sup>5</sup>, getreu Schreiber, ist Realität geworden ...

Postskriptum: In der Dialektik der Verkenning, sogar der Ablehnung des Begehrens und der Übertragung, die das zeitgenössische Subjekt bewegt und für die der Aufstieg von Toxikomanie und die Delinquenz ein paar Signale geben, wohnen wir also einer Regression der Klinik und der Nosographie bei. Die Psychiatrie ist eine gigantische Frage geworden, nicht nur für uns, sondern für alle. Wir fragen deshalb erneut: Welches sind die Kriterien, anhand derer sich sowohl der Psychiater als auch der Mediziner orientiert?

Wir fragen deshalb erneut wie Lacan in seiner *Präambel zum Gründungsakt der École freudienne de Paris*: »Sind die Kriterien der sozialen Wiederherstellung [*récupération*] denen der Heilung isomorph?«<sup>6</sup> Wir wissen gut, dass die Therapeutik nicht die Heilung ist und dass sie sich nicht mit den Kriterien der Ordnung und des öffentlichen Friedens überlagert. Mediziner sollten Mediziner bleiben und Juristen Juristen. Mediziner sollten nicht von den Juristen fordern, therapeutische Gesten zu machen, sonst werden die Juristen dazu neigen, ihnen die Therapeutik zu diktieren. Wir wissen, was im Namen der Eugenik in gewissen Zonen Europas geschehen ist; diejenigen unserer Generation wissen, wovon sie sprechen. Wir sind in keinem Theater und nehmen auch keine Rolle ein. Wir gewährleisten eine Funktion, bei der alles darauf hindeutet, dass sie denaturiert ist durch die zeitgenössische Hörigkeit gegenüber den angelsächsischen Konzepten in einem pseudoklinischen Imperialismus. Wir müssen an Jacques Lacan im selben Text erinnern: »Konformismus im Ziel, Barbarei in der Doktrin, vollendete Regression zum reinen und einfachen Psychologismus, das Ganze schlecht kompensiert durch die Förderung eines Klerikats, das einfach zu karikieren ist.«<sup>7</sup>

Werden wir die vom allgemeinen sozialen Hygienismus geforderten, [die Geschlechtsangleichungen; Anm. d. Ü.] vorangehen-

den Psychotherapien in ihrem Ansturm unterstützen? Was die Transsexuellen betrifft, sagen wir es klar: Diese vorangehenden Psychotherapien werden als Versprechen von denjenigen wahrgenommen, die daran teilnehmen. Sie machen allerdings nichts anderes, als die Störungen zu normieren und zu veredeln. Aber wir werden die Gelegenheit haben, schließlich noch von diesen »Psychotherapien« zu sprechen, sowie auch von den Katamnesen operierter Transsexueller. Prophetisch fügte Lacan im selben Text noch hinzu:

*Dass die Psychoanalytiker [und wir fügen hinzu: die Mediziner; Anm. v. M. C.] außerstande sind, die Übel, in denen sie baden, zu beurteilen, dass sie dennoch merken, dass es an etwas fehlt, ist hinreichend, um zu erklären, dass sie hier mit einer Einkapselung des Denkens antworten. Abdankung, die den Weg zu einer falschen Gefälligkeit öffnet, die für deren Nutznießer dieselben Wirkungen wie eine wahre mit sich bringt.*

Und weiter kritisiert er, dass »die wissenschaftlichen [und wir können hinzufügen: die juristischen; Anm. v. M. C.] Autoritäten«, indem sie »die Alibis der sich hinter falschen Papieren versteckenden Verknennung fortsetzen [...] hier selber die Geisel eines Paktes der Unzulänglichkeit sind«.

Wir wissen, dass die Medizin wie das Recht geladene Waffen sind, die sich häufig ganz von alleine entladen und in die Gegend feuern. Wünschen wir also, nicht zu denjenigen zu gehören, die angesichts des Regenbogens nichts von der Brechung des Lichts wissen wollen oder angesichts des Blitzes die Theorie der Elektrizität ablehnen.

Um humoristisch über unsere Medizin zu enden, die zugunsten der mit dem seidenen Papier des mitfühlenden Stils umhüllten Marktwerte um ihr Sprechen erleichtert ist, werden wir daran erinnern, dass das DSM die Rubrik »Abschneider ... von Zöpfen« enthält. Von woher, denken Sie, kommt uns diese Kategorie, trotz ihrer Seltenheit, die an die Modifikationen der weiblichen Haarmode gebunden ist? Einer der Übersetzer des DSM gestand es uns anlässlich einer zurückliegenden Versammlung der *Association freudienne internationale* öffentlich ein: Von amerikani-

schen Versicherungsunternehmen, die die Kosten für den Fall tragen, dass diese Zopfabschneider in die Nosographie integriert sein werden. Daher ein Pointillismus, ein verblüffender klinischer Atomismus, in dem man selbst noch die Pograpsher aus der Metro finden wird. Dahingegen ist im selben DSM die Hysterie – nosographisch – verschwunden. —

Aus dem Französischen übersetzt von Aaron Lahl  
und Alexandre Wullschleger.

Zuerst erschienen in *Journal français de psychiatrie (JFP)*.  
1997, Heft 5

- 1) Czermak, Marcel: *Passions de l'objet, études psychanalytiques des psychoses*. Paris 1996: Association freudienne internationale
- 2) Tyszler, Jean-Jacques: »La peau retournée et la jouissance d'enveloppe.« In: Czermak, Marcel & Frignet, Henry (Hg.): *Sur l'identité sexuelle. À propos du transsexualisme*. Paris 1996: Association freudienne internationale. S. 419–516
- 3) Thibierge, Stéphane: »Le transsexualisme, individuel et social.« In: Czermak & Frignet, *Sur l'identité*, S. 213
- 4) Deutsch im Original
- 5) Deutsch im Original
- 6) Lacan, Jacques: »Préambule à l'Acte de fondation de l'École freudienne de Paris.« In: *Annuaire de l'École freudienne de Paris*. 1964
- 7) Ebd.

Patricia Gherovici  
Lacans *Gender Trouble*:  
Henri und Michel H.

»All things considered, I am the perfect hysteric, that is, one without symptoms, aside from an occasional gender error.«  
(Jacques Lacan, 1976)<sup>1</sup>

Patricia Gherovici  
Lacans *Gender Trouble*:  
Henri und Michel H.

Nur wenige haben je von Jacques Lacans klinischer Arbeit mit Transgender-Patienten gehört. Tatsächlich war er der erste Psychoanalytiker in Frankreich, der gendervariante Patienten behandelte. Zwischen 1952 und 1954 behandelte Lacan wöchentlich einen als Henri bekannt gewordenen Patienten im Rahmen eines Evaluierungsprozesses einer der frühesten medizinischen Behandlungen dessen, was damals eine *Geschlechtsumwandlung* genannt wurde. 20 Jahre später interviewte Lacan noch einen weiteren Patienten, der sein Geschlecht wechseln wollte. Obwohl Privatsphäre zu den Grundprinzipien der Psychoanalyse gehört, befragte Lacan diesen speziellen Patienten, Michel H., 1976 vor Publikum; er wurde in der pädagogischen Tradition von halböffentlichen Fallvorstellungen zu Lehrzwecken vor einem Auditorium von Psychiatern und Psychoanalytikern begutachtet. Auch wenn Lacans Interventionen kontrovers erscheinen mögen, könnten sie als Hinweis auf einen Wandel hin zu einer neuen Ethik der sexuellen Differenz verstanden werden, einer Ethik des Begehrens jenseits normativer Sexualideologien und jenseits der Angst, die Grenzen von Leben und Tod zu überschreiten.

Im ersten Fall fand die Behandlung im angesehenen Sainte-Anne-Krankenhaus in Paris statt. Lacans Patient wurde als potenzieller Kandidat für eine der ersten geschlechtsangleichenden Operationen in Frankreich gründlich untersucht. Lacans Psychotherapie war Teil eines damals neuartigen Transitionsprozesses von männlich zu weiblich, der in einer Operation, »einer Kastration mit Amputation des Penis, plastischer Chirurgie des Skrotums, um es zu einer Vulva zu machen, Bildung einer künstlichen Vagina und Behandlung mit feminisierenden Hormonen«<sup>2</sup> enden sollte.

Henri war 40 Jahre alt, als er diese Begutachtung im Sainte-Anne-Krankenhaus beantragte. Er wurde mit uneindeutigen Genitalien geboren (Kryptorchismus oder Nichtabsteigen des Hodens) und nach einigem Zögern in seiner Geburtsurkunde für weiblich erklärt, Anne-Henriette genannt und bis zur mittleren Adoleszenz als Mädchen aufgezogen. Als Anne-Henriette 16 Jahre alt war, nach der Geburt einer Halbschwester, deren Geschlecht auch nicht einfach zu bestimmen war, gerade als sie in die Spätpubertät kam und begann, Interesse an Männern zu entwickeln, stellte der Vater, der bisher distanziert und uninvolviert geblieben war, eine plötzliche und irgendwie irritierende Forderung, indem er eindringlich erklärte: »Du musst eine Entscheidung treffen!«<sup>3</sup> Anne-Henriette wurde gezwungen, ihr Geschlecht zu wechseln und Henri zu werden, was die Frage aufwirft, ob es sich streng genommen um einen Transgender-Fall oder einen Fall von Intersexualität handelt.

Henri verbrachte zwei Jahre im Saint-Anne-Krankenhaus im Rahmen einer kräftezehrenden multidisziplinären Begutachtung, die darauf zielte, festzustellen, ob er ein passender Kandidat für die Transition war. Neben der wöchentlichen Behandlung durch Lacan wurde Henri von einem Team von Endokrinologen zahlreichen Tests unterzogen, vielfach von Chirurgen aufgesucht und sowohl von Psychologen als auch Psychiatern begutachtet.

Henri wurde auf der Station des angesehenen französischen Psychiaters Jean Delay behandelt, eines Pioniers in der Arbeit mit Patienten, die sich als transsexuell identifizierten. Während Lacan nicht über diesen Fall geschrieben hat, veröffentlichte Delay, der auch für seine herausragende Psychobiografie André Gides bekannt ist, eine detaillierte Beschreibung von Henris Fall, im Rahmen derer er allgemeine Schlussfolgerungen über die klinische Behandlung von transsexuellen Patienten zog. Dieser Text fasst Lacans Arbeit so zusammen, dass Henri »bei ihm [Lacan] ein ›unvergleichliches Verständnis‹ gefunden« habe.<sup>4</sup> So wie viele Patienten mit dieser Art des *gender trouble* hatte Henri versucht, Selbstmord zu begehen, und bewegte sich häufig auf einem schmalen Grat zwischen Leben und Tod.<sup>5</sup>

20 Jahre nach Henris Behandlung führte Lacan erneut ein Interview am Saint-Anne-Krankenhaus mit einem weiteren

Mann, der kurz vor dem Suizid gestanden hatte, einem männlichen *cross-dresser*, der nach einem Nervenzusammenbruch unter psychiatrischer Beobachtung stand. Wie Henri erwog dieser Patient die Option der Geschlechtsangleichung und wandte sich mit dieser Bitte an das Team der medizinischen Experten.

Am 21. Februar 1967 wurde Michel H. zu einer Konsultation mit Lacan ins Auditorium des Krankenhauses gebracht, in welchem er behandelt wurde. Seit 1983 bot das Henri-Rousselle-Krankenhaus in Saint-Anne Versorgung für Patienten mit *sexueller Ambivalenz* an, von denen sich viele als transsexuell identifizierten.

Michel H. zitterte, während er Lacan und den anderen anwesenden Psychoanalytikern und Psychiatern aufrichtig erklärte, dass er, seit er ein kleiner Junge war, Gefallen daran fand, die Unterwäsche seiner Schwester zu tragen:

*Ich kann mich nicht mehr erinnern, wann es angefangen hat, weil ich wirklich sehr klein war. Ich habe mich an einige Ereignisse erinnert, dass ich nämlich, als ich klein war, Frauenkleider gestreichelt habe, vor allem Unterkleider, Nylon ...<sup>6</sup>*

Jeden Morgen und Abend, während sich seine Schwestern umzogen, versteckte sich Michel im Badezimmer und schlüpfte in deren Unterwäsche. Ab und schlief er ein, während er diese trug, und er wurde einmal von seinen Eltern in diesem Zustand erwischt. Sie schlossen daraus, dass er ein Schlafwandler sei. »Ich habe mich weiter heimlich verkleidet [*travestir*]«<sup>7</sup>, erinnerte sich Michel, was Lacan dazu bewegte, einzuwenden: »Sie geben also zu, dass es eine Verkleidung [*travestissement*] ist.«<sup>8</sup> Michel bestätigte dies und fuhr fort zu erklären, mit wie viel Leid dieses geheime Vorgehen einherging. Lacan insistierte: »Sie erkennen also, dass es Ihnen alles verdorben hat, und Sie bezeichnen es selbst als Verkleidung. Also, das impliziert, dass Sie sehr wohl wissen, dass Sie ein Mann sind.«<sup>9</sup> Michel antwortete offensichtlich auf Lacans vorangegangene Frage: »Ja, das ist mir sehr bewusst.«<sup>10</sup> Lacan verfolgte mit der Prüfung von Michels Geschlechtsidentität ein klares Ziel.

Er testete Michel H.s Position, um sorgfältig zwischen einem transsexuellen Wahn und dem Wunsch nach einer Geschlechtsangleichung zu unterscheiden, ohne dabei einen moralisierenden

Standpunkt einzunehmen. Tatsächlich untersuchte Lacan die Ursache von Michel H.s *Jouissance*. Erinnern wir uns daran, dass Lacans Verständnis der sexuellen Differenz [*Sexuation*] auf dem Bewusstsein aufbaut, dass nicht die Anatomie, sondern die Formen der *Jouissance* von fundamentaler Bedeutung sind.

Michel H. erklärte, dass er glücklich war, wenn er Frauenkleider auf seiner Haut spürte. Er beschrieb, dass die Befriedigung, die ihm Frauenkleider brachten, nichts Sexuelles hatte: »Es ist nicht auf der sexuellen Ebene. Es ist auf der Ebene ... also, ich, ich nenne es die Ebene des Herzens.«<sup>11</sup> Zur genaueren Erläuterung fügte er hinzu: »Ich habe schon den ganzen Charakter einer Frau, auch auf der Gefühlsebene.«<sup>12</sup>

Michel H. gab an, eine glückliche Kindheit gehabt zu haben, abgesehen davon, dass er von einem wiederkehrenden Albtraum heimgesucht wurde, in dem eine furchterregende Frau mit einer blonden Perücke zu ihm nach Hause kam, um seiner Familie wehzutun und ihre Gliedmaßen abzuschneiden. Im späteren Leben begann er Drogen zu konsumieren und als *cross-dresser* eine blonde Perücke zu tragen. Im Drogenrausch unternahm er einmal den Versuch, sich mit einer stumpfen Rasierklinge selbst zu kastrieren, aber der Schmerz hielt ihn davon ab und er wurde ins Krankenhaus eingeliefert.

Er hatte sowohl mit Männern als auch Frauen sexuelle Erfahrungen gemacht und berichtete, bei keiner dieser Erfahrungen tiefe Lust empfunden zu haben. »Ich habe keine Wahl getroffen. Meine Wahl ist, dass weder das Eine noch das Andere mich anzieht.«<sup>13</sup>

Es schien so, dass Sex für ihn ein mechanischer Akt war, den es zu erfüllen galt, weil man dies von ihm erwartete, aber dessen Notwendigkeit er spontan nicht verspürte. Er sagte: »Ich war in den Armen einer Frau; ich habe große Schwierigkeiten gehabt, sie zu penetrieren; ich war nicht in meinem Element. Ich habe mich nie als Mann gefühlt.«<sup>14</sup>

Lacan unterbrach ihn: »Sie haben sich trotzdem als Mann gefühlt, Sie sind mit einem männlichen Organ ausgestattet«<sup>15</sup>, worauf er antwortete: »Nur in dem Moment, als ich die Lust während des Geschlechtsverkehrs empfunden habe. Für mich war es eine Lust, die man nicht zurückweisen kann, man war gezwungen,

sie zu nehmen.«<sup>16</sup> Es scheint, dass Michel H. damit sagen wollte, dass er das Gefühl hatte, nur dann ein männliches Glied zu besitzen, wenn er Lust empfand, mit der Einschränkung, dass seine Lust so oberflächlich war, dass folglich sein Glied auch oberflächlich war. Seine Vorstellungen von der Verpflichtung zum Genießen verrieten, dass sein Verhältnis zum Anderen von einer *Jouissance* geprägt war, deren Objekt er war und die ihm verunmöglichte, sich mit seinem eigenen Genießen zu identifizieren. Diese Getrenntheit von seinem Genießen beim Sex scheint die hoffnungslose Prognose zu erklären, die Lacan, wie wir sehen werden, am Ende seiner Begutachtung stellte.

Michel verstand sich eindeutig als *cross-dresser* (*transvestite*) und nicht als transsexuell. *Cross-dressing* gab ihm die Sicherheit zu wissen, welchem Geschlecht er angehörte, und erlaubte ihm Zugang zu einer *Jouissance*, die er besitzen konnte und die das erzeugte, was er *glücklich sein* nannte. Tatsächlich war sich Michel H. seiner Geschlechtsidentität sicher. Im Laufe des Interviews erkannte Michel mehrmals an, ein Mann zu sein, und dass er mit seinen weiblichen Neigungen haderte. Lacan merkte an: »Und Sie sagen, dass Sie sich unter dem Einfluss dieser morphinischen Drogierung [*droguage morphiné*] wohler fühlten.«<sup>17</sup> Michel antwortete: »Mehr Energie, ja. Ich vergaß alles, außer dass ich eine Frau war, weil ich als Frau gekleidet war.«<sup>18</sup> Lacan fügte hinzu: »Sie vergaßen alles, außer ...« Michel unterbrach: »Außer mich selbst, als Frau angezogen.«<sup>19</sup> Lacan fragte: »Während Sie unter dem Einfluss der Droge standen, wie fühlten Sie sich?«<sup>20</sup> Michel: »Ich vergaß, dass ich ein Mann bin.«<sup>21</sup>

Die Drogen regulierten das schmerzhaft Genießen der Gewissheit, ein Mann zu sein, der Lust (*Jouissance*) in Frauenkleidern empfand: »Wenn ich als Mädchen gekleidet bin, merke ich, dass ich ein Mann bin, ich merke, dass ich ein Transvestit bin. Und das ist schwer.«<sup>22</sup> Er sprach davon, sich geschämt und erniedrigt gefühlt zu haben. Und dennoch, auf diese Weise erlebte Michel H. *Jouissance*.

Bevor er ins Krankenhaus eingeliefert wurde, schloss er sich in sein Apartment ein und verbrachte Tage in Frauenkleidern. Er war nach eigener Aussage »leicht unter Drogen«, um seine »Rolle [*personnage*] besser zu spüren.«<sup>23</sup> Michel H. war drogensüchtig,

suizidal und dachte, die einzige Lösung sei eine Operation = Geschlechtsangleichung. Er hatte davon gelesen, und plante, nach Marokko zu reisen, um sich der Operation zu unterziehen. Er war vor allem daran interessiert, sein Gesicht zu verändern, damit es wirklich schön werde.

Um dies zu erreichen, war er sogar bereit, Sexarbeiter zu werden. »Ich habe viele Sachen gelernt: dass man sich kastrieren lassen kann, mit Hormonen Brüste bekommen, dass man wirklich einen Mann in eine Frau verwandeln kann.«<sup>24</sup>

Über das gesamte Interview richtete Lacan besondere Aufmerksamkeit auf die Eigenarten, die Versprecher, die besondere Syntax des jungen Mannes und insbesondere auf ein Gedicht, in welchem Michel sein Begehren beschrieben hatte, sich in »die Ewige – die blonde Frau« zu verwandeln.<sup>25</sup> Die ersten drei Strophen des Gedichts lauten wie folgt:

*Die Ewige – die blonde Frau.  
Hôpital Pinet  
Ich erzähle das Projekt, mich vergessen zu wollen  
In der Beharrlichkeit  
Meine schönste Persönlichkeit zu finden  
Angebetete Corinne*

*Transvestit ich hasse  
Es ist mir sehr peinlich, mich verweiblicht zu wissen  
Und das Leid  
Zurückzuschrecken, verletzt meine Sensibilität  
Corinne ist geleert*

*Michel wird wieder geboren  
Ich bin in Sicherheit, denken zu können  
An die Aussicht  
Mich töten zu können, wenn ich eines Tages verzweifelt bin  
Corinne hingerichtet»<sup>26</sup>*

Das Gedicht ist dreimal unterschrieben: *Michel, Michelle* und *Corinne*. Er erklärte, Corinne sei sein neuer Name, ein Name, den er schon in seiner Kindheit ausgewählt habe. Es sei der Name

eines kleinen Mädchens gewesen, das zu dieser Zeit sechs Jahre alt gewesen sei, was zufällig das Alter gewesen sei, in dem er mit *cross-dressing* begonnen habe.<sup>27</sup> An der Faksimilereproduktion des handgeschriebenen Gedichts<sup>28</sup> fällt auf, dass das verschnörkelte C von Corinne fast identisch ist mit dem M von Michel, dem übrig gebliebenen Buchstaben seines männlichen Selbst. Zudem ist es schwer, bei Corinne nicht *corps* [Leiche] zu hören. Lacan kommentierte das Gedicht wie folgt:

*Lacan: »Es sind Sie, der redet, also verehren Sie sich selbst?«  
Michel: »Genau, ja.«  
Lacan: »Alles in allem wenden Sie sich an sich selbst?«  
Michel: »Ja genau, ich stelle mir Fragen.«  
Lacan: »Wer ist Corinne? [Corinne, qui c'est?]  
Michel: »Das bin ich. Ich habe meinen Namen geändert, um meinen weiblichen Zustand besser zu empfangen.«<sup>29</sup>*

Es scheint, dass die Figur der Corinne eine Manifestation der Tatsache darstellt, dass Körper durch Sprache verändert werden können. In diesem Fall war es der Körper, den Michel durch die Figur der Corinne/*corps* aus seinen *cross-dressing*-Träumereien erlangte. Was blieb, war die unauslöschliche Spur seiner Maskulinität im Gesicht, ein Gesicht, welches seinem Empfinden nach unbedingt geändert werden musste, da man es nicht unter Frauenkleidern verstecken konnte. Sein Gesicht verriet seine Männlichkeit.

Warum wollte Michel H. sein Gesicht verändern? Michels Vorbehalte gegenüber seinem Gesicht könnten mit der Tatsache zusammenhängen, dass das Gesicht, wie ich in *Please Select Your Gender* dargelegt habe, das wichtigste körperliche Anzeichen für die Zuschreibung des Geschlechts darstellt. In den meisten sozialen Interaktionen sehen wir unsere Gesichter, nicht unsere Genitalien. Der Philosoph Emmanuel Levinas ist so weit gegangen, Ethik als Beziehung zweier Gesichter zu definieren. Ein solcher phänomenologischer Ansatz konzeptualisiert das Gesicht als Struktur. Was diejenigen, die ihr Geschlecht gewechselt haben, jedoch von anderen unterscheidet, ist, dass die fast unendliche Distanz zwischen einem Gesicht und dem eines anderen innerhalb einer Person überschritten werden kann.

Hat Michel seinen Körper ganz als seinen eigenen wahrgenommen? Ist sein Körper gefallen? Denn ein Körper kann abfallen wie die weiche, reife Schale einer Frucht, wie bei Stephen in Joyces *Ein Portrait des Künstlers als junger Mann*. Lacan stellt fest, dass Stephen dieses Abfallen des Körpers aufgedrängt wird wie die aufdringlichen Stimmen einer sprachlichen Halluzination, die den Stimmen ähneln, die von psychotischen Menschen gehört werden. Sobald die Schale abgefallen ist, findet eine Art von Reparatur statt und Stephen nimmt seinen Körper als fremd und ekelhaft wahr.<sup>30</sup> Für Michel stellte der Akt der Benennung, als er sich in Corinne umbenannte, eine Wiederaneignung seines Körpers dar, einen Versuch, seinen männlichen Körper (*corps*) und sein weibliches Herz (*cœur*) wieder zu vereinigen. Aus Michels Dilemma folgte nicht unbedingt die Notwendigkeit der Transformation des Realen des Körpers und es wäre vielleicht kein Garant für den Erfolg einer geschlechtsangleichenden Operation gewesen. Michels Wunsch nach einer chirurgischen Veränderung scheint eher ein Wunsch nach einer Feminisierung des Gesichts als nach Veränderung der Genitalien zu sein. Halten wir fest, dass der Schlüssel zu seiner *Jouissance* vom Besitz einer weiblichen *Qualität* – zart oder süß zu sein – abhing. In Bezug auf seine Identität schwankte er zwischen der männlichen (*je suis doux*) und der weiblichen (*je suis douce et gentille*), was am Ende bestätigte, dass ihm bewusst war, dass er ein Mann war.

Insgesamt klang Lacan ziemlich pessimistisch in Bezug auf den Fall. Michel H. wirkte wie ein gequälter Fetischist. Michel nahm Drogen, um das Bewusstsein, dass er ein Mann war, zu mindern und um sich besser mit seiner weiblichen Rolle, die er spielte, zu identifizieren. Drogen halfen ihm, sich mit seiner weiblichen Rolle zu identifizieren, die er zu verkörpern anstrebte. In diesem Fall hätte die Geschlechtsumwandlung eine tatsächliche Verwirklichung der schreckenerregenden blonden Frau der Albträume seiner Kindheit bedeutet, was somit eine gefährliche Lösung gewesen wäre.

Vor allem hätte die Geschlechtsumwandlung Michels Möglichkeit, *Jouissance* zu empfinden, aufs Spiel gesetzt. Lacan war sich in Bezug auf die psychischen Kosten des Eingriffs im Klaren: »Genauso wie er es gezeigt hat, wird er weder mit einem Mann

noch mit einer Frau ein Genießen haben. Er wird nicht mehr Befriedigung haben als bisher.«<sup>31</sup> Das Gedicht beinhaltete eine Warnung: »Ich bin in Sicherheit, denken zu können / An die Aussicht / Mich töten zu können, wenn ich eines Tages verzweifelt bin / Corinne hingerichtet.«<sup>32</sup> Das Risiko eines Suizids tauchte bedrohlich auf: Eine Geschlechtsumwandlung hätte die Exekution Corinnes sein können, in der doppelten Bedeutung des Wortes, sowohl als Implementierung und auch als Todesstrafe für *corps/cœur*/Corinne, die er selbst war – ein Mann mit einem weiblichen Herz, eine Frau mit einem Penis.

Am Ende empfahl Lacan keine geschlechtsangleichende Operation für Michel H. Interessanterweise war genau das auch das Ergebnis für Henri. Hatte Lacan Vorurteile oder gab es legitime klinische Gründe für seine Einwände gegen eine Geschlechtstransition? Sehen wir uns seine Argumentation genauer an. Im Fall von Henri einigten Henri und Lacan sich schnell auf die Sinnlosigkeit des Versuchs, seinen Zustand zu verändern, eine Veränderung, die der Patient angeblich *niemals unterschrieben* hätte.<sup>33</sup> Die Verwendung des Wortes *subscribed* [unterschrieben] ist verblüffend. Man könnte spekulieren, dass es bedeutete, dass Henri trotz der Länge des Begutachtungsprozesses im Krankenhaus die Ablehnung ohne viel Protest akzeptierte, eine Tatsache, die von Delays Team notiert wurde, um zu belegen, dass für Henri *die Suche nach der Chimäre wichtiger war als ihre Verwirklichung*.<sup>34</sup> Hatte Henri nicht das Gefühl, dass seine Forderung berechtigt war? Die Tatsache, dass er keine Eile erkennen ließ, die Geschlechtsangleichung zu vollziehen, ist ziemlich aufschlussreich; sie lehrt uns etwas Wesentliches über die Richtung von Lacans Behandlung, was ich als Ethik der sexuellen Differenz identifizieren werde. Für Henri erschien das Geschlecht als Anordnung, die von anderen aufgenötigt wurde und auf unberechenbare Weise plötzlich geschaffen und aufgelöst [*done and undone*] worden war. Sexuelle Identität war ein Schicksal, bei dem man kein Mitspracherecht hatte und das man ohne Widerstand akzeptieren musste. Diese Dynamik wiederholte sich während Henris Aufenthalt in Sainte-Anne, wo er lange auf die medizinische Autorisierung wartete und dann widerspruchslos eine Entscheidung akzeptierte, die vielleicht seinen Wünschen widersprach.

Hat Lacan ihm ein wenig Freiheit geschenkt, indem er die Entscheidung zurück an Henri geschickt hat? Während des Evaluationsprozesses in Sainte-Anne erwartete Henri die ganze Zeit über, dass das medizinische Team für ihn entscheiden würde, während er selbst anscheinend niemals ganz *unterschrieben* hätte, seinen Zustand zu verändern. Für Lacan musste Henri eine Entscheidung treffen, indem er sie unterschrieb. Es wäre die Entscheidung von Henri/Anne-Henriette gewesen und nicht die anderer Leute.

Im Fall von Michel H. schien Lacan dagegen pessimistisch in Bezug auf den Nutzen einer geschlechtsangleichenden Operation, weil Michel ein *cross-dresser* war, der so die Quelle seiner *Jouissance* verloren hätte. Lacan vermutete, dass eine Geschlechtsumwandlung ihn weiter in der Qual gefangen gehalten hätte, die durch das ausgelöst wurde, was er als aufgezwungene Verwandlung in eine furchterregende Frau erlebte. Anders als Schreber, der erst durch den transsexuellen Wahn gequält wurde, sich aber schließlich mit seiner Feminisierung anfreundete, erkennen wir an Michel H.s Gedicht, dass er die erzwungene Verweiblichung als demütigende Qual erlebte, die zu seinem eigenen Tod führen würde.

Auf der anderen Seite unterschied sich Henris Fall nicht so stark von dem Schrebers, da für beide die Verwandlung in eine Frau letztendlich einen stabilisierenden Effekt hatte, unabhängig davon, ob sie tatsächlich umgesetzt wurde. Währenddessen waren Henris Symptome um das Streben nach einer imaginären Verweiblichung (es gab jedoch eine reale Manifestation von *Jouissance* in seinem Körper in der erotischen Wonne seiner tagträumerischen Fantasien) und als symbolische Referenz strukturiert. Sein Vorhaben musste verschoben werden auf einen idealen Zeitpunkt in der Zukunft und in eine Sehnsucht projiziert werden, von ihm als der einzigen Frau, als der Ausnahme, als *die* Frau, die in der Lage wäre, sich mit jemandem vom anderen Geschlecht zu vereinen. Daraus, dass Henri Lacans Empfehlung gegen die Operation folgte, könnten wir schließen, dass Henri nicht die tatsächliche Verwirklichung (gemeint ist, im Realen des Körpers) benötigte, damit die Transformation wirksam wurde. Somit scheint es nahezuliegen, dass es für die Beurteilung einer Forderung nach einer Geschlechtsumwandlung essenziell ist, die therapeu-

tische Wirkung der existierenden Symptome einzuschätzen – bisweilen könnte ein Symptom stabilisierend sein.

Henri und Michel H. hatten beide einen Penis, aber der Besitz allein garantierte keine Einschreibung in die phallische Ordnung, da der Phallus als Signifikant fungiert, er ist mitnichten auf den anatomischen Penis reduzierbar. Trotz der realen Präsenz des Organs liefern Michel und Henri bedauernde Belege ihrer Nicht-Einschreibung in die phallische Ordnung. Sogar ihre Namen fungierten als falsche Namen, die einen zusätzlichen Akt der Selbstbenennung erforderlich machen. Erinnern wir uns daran, dass Henri in einem bemerkenswerten Schicksalsakt nach der Geburt zum Mädchen erklärt wurde, Anne-Henriette. Bis zum Alter von 16 Jahren behandelte Henris Familie ihn wie ein Mädchen, ungeachtet der Tatsache, dass er männliche Genitalien hatte. Er fühlte sich wohl, bis sein Vater Anne-Henriette ohne Vorwarnung zwang, ein Mann zu werden. Die Gewalt des Vaters nötigte ihn, etwas zu werden, von dem er das Gefühl hatte, es nicht zu sein, wohingegen Michel stets wusste, dass er ein Mann war, der wie eine Frau gekleidet war und dessen *Jouissance* auf dieser Tatsache zu basieren schien. Wie wir sehen konnten, veränderte sich Michels Name im Verlauf von *Michel* zur weiblichen Version *Michelle* und schließlich zu *Corinne*, die angebetete weibliche Persona, die ihm einen Körper und ein Herz schenkte und damit einen Prozess der Verkörperung, des Körper-Werdens, ermöglichte.

Henri präsentierte eine *Jouissance*, die von der Chimäre, eines Tages eine Frau zu werden, aufrechterhalten wurde. Michel H. schien zu verleugnen, dass er eine phallische Weiblichkeit verkörperte, und erlebte *Jouissance* mit einem mit weiblicher Unterwäsche verhüllten Glied. Michel H. und Henri sind Fälle, die wir jeweils vorläufig als Perversion und Psychose klassifizieren können. Dies würde beweisen, dass Manifestationen von trans nicht notwendig und einzig psychotische Phänomene sind und dass *transgender* an sich keine pathologische Kategorie ist. Nicht selten sind Ausdrucksformen von trans eher symptomatisch für die Kliniker, die mit ihnen umgehen, als für Personen, die diese erleben. In der dem Interview mit Michel H. folgenden Diskussion über den Fall unter den Psychiatern und Psychoanalytikern, die im Hörsaal anwesend waren, gab Czermak, der Lacan als einer der verant-

wortlichen Psychiater im Henri-Rousselle-Krankenhaus eingeladen hatte, zu, dass ihn dieser Fall *peinlich berührte*. Lacan empfahl seinem Publikum, Jean-Marc Albys These über Transsexualismus von 1956 zu lesen, während er seinen Pessimismus bezüglich des Falls mitteilte und voraussagte, dass eine *Operation* höchstwahrscheinlich den Zustand des Patienten nicht verbessern, sondern eher verschlechtern würde. Alain Didier-Weill warf ein, ob es wirklich undenkbar sei, Michel H. mit einer analytischen *Operation* zu helfen. Lacan blieb eisern in seiner Antwort: »Es wird zu nichts führen. Es wird zu nichts führen. Es wurde gemacht und es hat nichts gebracht. Es kommt von der frühen Kindheit. Er ist entschlossen zu dieser Verwandlung. Man wird nichts ändern.«<sup>35</sup> Worauf Didier-Weill antwortete: »Es verweist uns auf eine Ohnmacht zurück, die fast genauso unerträglich ist wie das, was er selbst erlebt.«<sup>36</sup>

Lassen wir uns abschließend von dem Potenzial der Impotenz inspirieren, denn – wie Jean Allouch feststellte – Analytiker haben eine Macht, eine Fähigkeit, von deren Gebrauch sie sich enthalten müssen. Dies ist die *Fähigkeit zur Unfähigkeit* (*pouvoir ne pas pouvoir*), was Lacans Definition der Impotenz war. Allouch argumentiert, dass Impotenz oder die Fragilität des Analytikers die Form der Enthaltung annimmt und dem Analysanden Freiheit schenkt.<sup>37</sup> Wenn sexuelle Positionierung eine Wahl ist, ist es dann eine erzwungene Wahl? Erinnern wir uns, dass das, was Lacan in seinem Raster der Sexuierung die *männliche Seite* und die *weibliche Seite* nennt, Positionierungen sind, die nicht von der Biologie determiniert sind, sondern von der Logik einer unbewussten Besetzung, bis zu dem Punkt, dass beispielsweise ein Cisgeschlechtlicher Mann sich nichtsdestotrotz auf der weiblichen Seite einschreiben kann. Lacan schlug eine Unterscheidung, basierend auf zwei Seinsformen, männlich und weiblich, vor, die zwei Formen des Genießens entsprachen: der phallischen *Jouissance* und der des Anderen (i. e. weibliche *Jouissance*, nicht ganz dem Phallus unterworfen).<sup>38</sup> Befreit von den Fesseln der Anatomie hängt die Wahl, die getroffen wird, mit der Selbst-Autorisierung innerhalb der Sprache zusammen.

Die Idee ist hier, dass die Autorisierung als geschlechtliches Wesen (Frau, Mann oder irgendetwas anderes) aus einem selbst

stammt; dass man in Dingen der sexuellen Differenz von seiner eigenen Autorisierung ausgeht. Sich selbst als Mann oder Frau oder etwas anderes zu autorisieren, beinhaltet eine ethische Entscheidung, was auch der Fall ist, wenn man über die Position nachdenkt, die der Analytiker einnehmen sollte. Diese Entscheidungen sollten nicht vom großen Anderen abhängen (i. e. moralische Pflicht, das Gesetz, institutionelle oder soziale Regeln und Ähnliches). Der Satz ist eine Variation von Lacans besser bekanntem Aphorismus: *Der Analytiker oder die Analytikerin autorisiert sich selbst*. Die Tatsache, dass Lacan Variationen des radikalen und einfachen Prinzips der Selbst-Autorisierung in der Ausbildung von Psychoanalytikern in Fragen der sexuellen Identität vorschlägt, offenbart, dass es in beiden Fällen um eine neue Ethik der sexuellen Differenz geht.

Die Ethik der sexuellen Differenz, die von Lacans Formeln der Sexuierung geliefert wird, sollte in Verbindung mit seiner Vorstellung vom *Sinthom* gedacht werden, wie ich an anderer Stelle erörtert habe.<sup>39</sup> Das *Sinthom* bezieht sich auf einen Typus von Symptom, welcher eher eine kreative Erfindung darstellt als etwas, das man loswerden sollte. Es versucht nicht die Disharmonie zwischen den Geschlechtern *wettzumachen*, sondern mit dieser Disjunktion auszukommen. Was man beispielsweise häufig bei Geschlechtstransitionen sieht, ist, dass die körperliche Rekonstruktion oftmals nicht reicht, um den Körper zu *halten*. Bisweilen sind die materiellen Eingriffe in den Körper (hormonal oder chirurgisch) nicht ausreichend, um eine vollständige Transformation des Körpers zu erreichen. Die Veränderung, die auf der Ebene des Körpers passiert, ist nicht genug, sodass ein Kunstgriff, eine Schöpfung, eine Neubenennung, eine Form des Schreibens oder der Einschreibung nötig sind, bevor eine lebbare Verkörperung erreicht ist.

Das *Sinthom* – verstanden als singuläre Schöpfung – ist eine Erfindung, die dieses Fehlen kompensiert und damit eine solche Funktion erfüllt. Durch das *Sinthom* vollzieht sich eine finale Transition in Form einer (Selbst-)Schöpfung. Das *Sinthom* beschränkt sich natürlich nicht auf Transmenschen oder nicht geschlechtskonforme Menschen, da jeder mit der sexuellen Differenz ringen muss. Insofern die sexuelle Differenz der Symboli-

sierung widersteht, erzeugt sie ein Symptom. Während dieses Symptom etwas ist, das nicht behoben oder geheilt werden kann, ist es dennoch etwas, mit dem sich jedes Subjekt arrangieren muss – Michel H., Henri, Psychoanalytiker und alle anderen. Vergessen wir nicht, dass es bei der Geschlechtstransition mehr um Sterblichkeit geht, die Grenze zwischen Leben und Tod, als um Sexualität, die Grenze zwischen Mann und Frau.

Der Wunsch, die Grenze zwischen den Geschlechtern zur überschreiten, wird häufig als Wunsch erlebt, eine Schwelle des Todes zu überschreiten, ein Übergang von einem drohenden Untergang zu einer möglichen Wiedergeburt; vor allen Dingen geht es um die Überschreitung einer finalen Grenze. Nicht selten hängt das Dilemma von Analysanden, die sich als Transgender identifizieren, von existenziellen Fragen ab. Wenn ein Analysand sagt, wie ich es schon häufig gehört habe: »Ich hatte keine Wahl, ich wäre tot, wenn ich keine Transition gemacht hätte – ich hätte mich umgebracht«, ist das, worum es geht, weniger *gender-fluidity*, sondern das Finden einer lebberen Verkörperung, einer neuen Art des Seins. Diese Tugend der Impotenz auszuüben ist die Verantwortung des Psychoanalytikers, der eine verkörperte Ethik anbietet, die fähig ist, Sexualität fundamental neu zu denken, indem er die Präsenz des Todes, die der Sexualität eingeschrieben ist, ernst nimmt. —

Aus dem Englischen übersetzt von Jonas Diekhans.

- 1) Übersetzung der Autorin. Lacan, Jacques: *Le séminaire XXIV. L'insu que sait de l'une bévue, s'aile a mourre*. 1976: unveröffentlicht
- 2) Delay, Jean; Deniker, Pierre; Volmat, Robert; Alby, Jean-Marc: »Une demande de changement de sexe: Le trans-sexualisme«. In: *L'Encéphale. Journal de neurologie, de psychiatrie et de médecine psychosomatique*. 1956, 45. Jg., Heft 1, S. 52
- Man beachte, dass einer der Coautoren dieses Textes, Jean-Marc Alby, 1956 eine bahnbrechende Arbeit zum Thema Transsexualismus fertiggestellt hatte. Dieser Artikel war sowohl eine Fallstudie zu Henri als auch ein Überblick der bestehenden Literatur der Zeit zu Transsexualismus.
- 3) Delay et al., *Une demande*, S. 45
- 4) Delay et al., *Une demande*, S. 53
- 5) Eine detailliertere Beschreibung von Henris Fall ist in meinem Buch, Gherovici, Patricia: *Please Select your gender: From the Invention of Hyteria to the Democratizing of Transgenderism*. New York 2010: Routledge, S. 154–166, zu finden.
- 6) »Lacan, Jacques: Entretien avec Michel H.« In Czermak, Marcel & Frignet, Henry (Hg.): *Sur l'identité sexuelle: à propos du transsexualisme*. Paris 1996: Éd. de l'Association freudienne. S. 312–350. Hier zitiert nach der Übersetzung von Alexandre Wüllschlegler und Aaron Lahl in: *Jacques Lacan: Michel H. – Eine Krankenvorstellung*. Ein RISS+-Heft zu *Trans*. Hamburg 2019: Textem. Hier S. 11
- 7) Ebd.
- 8) Ebd.
- 9) Ebd. S. 12
- 10) Ebd.
- 11) Ebd.
- 12) Ebd. S. 13
- 13) Ebd. S. 14
- 14) Ebd. S. 17
- 15) Ebd.
- 16) Ebd.
- 17) Ebd. S. 28
- 18) Ebd.
- 19) Ebd.
- 20) Ebd.
- 21) Ebd.
- 22) Ebd. S. 30
- 23) Ebd. S. 29
- 24) Ebd. S. 36
- 25) Ebd. S. 40
- 26) Ebd.
- 27) Ebd. S. 42
- 28) Vgl. Czermak, Marcel & Frignet, Henry (Hg.): *Sur l'identité sexuelle. À propos du transsexualisme*. Paris 1996: Association freudienne internationale, S. 336 [Anm. d. Ü.]
- 29) RISS+, S. 42
- 30) Harari, Roberto: *How James Joyce made his name. A reading of his Final Lacan*. Übers.: Luke Thuston. New York 2002: Other Press, S. 338
- 31) RISS+, S. 54
- 32) Ebd. S. 40
- 33) Delay et al., *Une demande*, S. 53
- 34) Ebd.
- 35) RISS+, S. 53
- 36) Ebd.
- 37) Allouch, Jean: »Lacan's dismantling of his clinic«. In: *Recherches en psychanalyse*. 2010, 10. Jg., Heft 2, S. 213a–219a. Online: <https://www.cairn.info/revue-recherches-en-psychanalyse-2010-2-page-213a.htm> (15. 6. 2019)
- 38) Lacan, Jacques: *The seminar of Jacques Lacan: Book XX. On the limits of love and knowledge*. J. A. Miller (Hg.). Übers.: B. Fink. New York 1998: Norton, S. 5–7. Siehe auch: Lacan, Jacques: »L'etourdit«. In: *Scilicet*. 1973, Heft 4, S. 5–52
- 39) Gherovici, Patricia: *Transgender Psychoanalyse: A Lacanian Perspective on Sexual Difference*. New York 2017: Routledge. Gherovici, *Please Select*

Aaron Lahl  
Please Select Your Lacan:  
Eine Auseinandersetzung  
mit Marcel Czermak und  
Patricia Gherovici

Aaron Lahl  
Please Select Your Lacan:  
Eine Auseinandersetzung  
mit Marcel Czermak und  
Patricia Gherovici

Marcel Czermaks *Taschenklinik* steht paradigmatisch für einen lacanianischen Diskurs<sup>1</sup>, in dem Transsexualismus (der Begriff sei hier in Anlehnung an den französischen Ausdruck *transsexualisme* verwendet) prinzipiell als Wahn begriffen wurde und Geschlechtsangleichungen entsprechend als »Sackgasse«, in die niemand – etwa durch die Ermöglichung einer Personenstandsänderung – ermutigt werden sollte, sich zu verrennen.<sup>2</sup>

Hintergrund von Czermaks Ausführungen ist in erster Linie Lacans Lektüre der Memoiren des Senatspräsidenten Schreber, aus der er seine Psychosentheorie der 1950er Jahre entwickelte. Viele der Theoreme, mit denen Lacan nicht nur den Transsexualisierungsprozess Schrebers, sondern allgemein die Phänomenologie der Psychose zu erklären versuchte, finden sich auch in Czermaks *Taschenklinik* wieder: Der »Drang-zur-Frau« (S. 32), Korrolar der psychotischen »Verwerfung des Phallus« (ebd.) resp. des Namen-des-Vaters; das Misslingen der Vatermetapher (Ersetzung des Begehrens der Mutter durch den Namen-des-Vaters: Lacans strukturalistisches Verständnis des Ödipuskomplexes), die nur notdürftig durch eine instabil-imaginäre »Wahnmetapher« (S. 33) vertreten werde; die Prävalenz des Imaginären (»reiner Schein«, ebd.) für ein durch keine Alterität (»Verwerfung des Anderen«, S. 35) entfremdetes Subjekt; die reale Kastration (Selbstverstümmelung, Operationen) aufgrund des »Fehlen[s] der symbolischen Kastration« (S. 33); die topische Regression aufs Spiegelstadium mit der charakteristischen Verkennung im bloß imaginären anderen und der imaginären Fragmentierung des Körpers und der Objekte (S. 35 f.); die Abwesenheit einer Einschreibung in eine »Ordnung der Generationen« (S. 34) und einiges mehr. Czermak gibt diese Theoreme durchaus virtuos wieder und stellt andernorts auch eine Menge klinischen Materials zur Verfügung<sup>3</sup>, um seine Theorie vom transsexuellen Wahn zu

demonstrieren. Er konzentriert sich dabei vor allem auf den Mann-zu-Frau-Transsexualismus, wenngleich er sich gelegentlich auch zum Frau-zu-Mann-Transsexualismus äußert, den er als nicht weniger psychotisch einstuft und dem er vergleichbare Eigenschaften zuschreibt, etwa die Unfähigkeit zur Dialektisierung des Anspruchs oder die Tendenz zur imaginären Aufrichtung eines totalen Körpers (des »All-Phallus«).<sup>4</sup>

Zwar würden auch die lautesten Stimmen der queertheoretischen Lacan-Rezeption, die mit der Tradition, in der Czermak steht, brechen möchten, wohl nicht leugnen, dass es psychotische Transsexualisierungstendenzen gibt. Doch die von Czermak explizit verteidigte Subsumtionslogik, die dem Transsexualismus notwendig eine psychotische Struktur unterstellt, ist seither problematisiert worden.<sup>5</sup> Gegenüber den Zeugnissen transgeschlechtlicher Personen, aber auch gegenüber der neueren psychoanalytischen Literatur, die die Diversität von Trans-Phänomenen zu fassen versucht (siehe unten), wirken Czermaks Darstellungen tatsächlich schablonenhaft. Er schildert den Idealtypus des psychotischen Transsexuellen, dem er in grober Geste ein Phantasma (S. 35), ein Begehren (S. 36) oder gar ein Innenleben (S. 32, 35) abspricht. Es wirkt, als liefere die Klinik hier Beispiele für eine sterile Theorie, statt dass die Theoriebildung selbstkritisch auf klinische Erfahrungen reflektiert – eine Bewegung, die sich etwa an den Arbeiten Volkmar Siguschs nachvollziehen ließe, der den Lacan-Adept\*innen der ersten Stunde nicht zu Unrecht vorwarf, bloß einen »flüchtigen und mürrischen nosomorphen Blick« auf den Transsexualismus geworfen zu haben.<sup>6</sup>

Czermaks klinische Theorie des Transsexualismus hat eine sexualpolitische, eine normative Schlagrichtung, die in einigen Textstellen auch explizit wird. Er warnt vor dem gesellschaftlichen Drängen zur sozialen Perversion<sup>7</sup>, vor der als psychotisch qualifizierten Entdifferenzierung der Geschlechter (S. 38) und vor der neurotischen Unterwerfung unter (transsexuelle) Psychotiker (ebd.). Sein Kollege Frignet, der in der »fortschreitenden Zurückweisung der Differenz der Geschlechter« einen »Verfall der Subjektivität« erblickt und sich ihretwegen ums Überleben der Gattung sorgt, warnt gar – eine Parole rechtspopulistischer und religiöser Stimmungsmacher gegen sexuelle Vielfalt aufgreifend

– vor »mächtigen« amerikanischen »Transsexuellenlobbys«.<sup>8</sup> Im Kontrast dazu erscheint die traditionelle Geschlechterordnung – das Licht, dessen Brechung beim Anblick des Regenbogens (d. h. der sexuellen Vielfalt) uns Czermak auffordert, nicht zu vergessen (S. 40) – als etwas Normales, Unentfremdetes und Schützenswertes. Von »il n y a pas de rapport sexuel« bleibt wenig übrig, wie auch die Rede vom »normalen Koitus«<sup>9</sup> zeigt, den Czermak Transsexuellen nachsagt, nicht erreichen zu können – als zielte nicht das gesamte Schaffen Lacans darauf ab, diese vermeintliche Normalität, die der Koitus ist, infrage zu stellen.

Man ist in der Lektüre solcher Texte leicht an das unrühmliche Engagement der Psychoanalyse gegen die Entpathologisierung und Gleichstellung der Homosexualität erinnert. So wie sich z. B. die institutionalisierte US-Analyse in verzweifelten letzten Gefechten gegen die Herausnahme der Homosexualität aus den diagnostischen Manualen engagierte<sup>10</sup> und so wie sich zahlreiche Analytiker in Frankreich öffentlichkeitswirksam gegen die Homoehe aussprachen<sup>11</sup>, so werden auch in diesem Diskurs alle erdenklichen Geschütze aufgeföhren (z. B. ein schiefer NS-Vergleich<sup>12</sup>), um einer Normalisierung der Geschlechtsangleichung entgegenzuarbeiten. Czermak kommt hierin die Funktion eines Hardliners zu – vergleichbar vielleicht Charles Socarides. Kaum 20 Jahre alt, wirken seine Texte deshalb wie aus der Zeit gefallen und der Stil, in dem sie verfasst sind – etwa, wenn er einen transsexuellen Patienten, der sein Zimmer verwüstet, als »Golem«<sup>13</sup> bezeichnet –, zuweilen schockierend.

Der Diskurs Czermaks und seiner gleichgesinnten Kolleg\*innen hat sich in Zeiten der sexuellen Liberalisierung und der Demokratisierung des Transgenderismus lange halten können. Erst spät kam das Eingeständnis einer sexualpolitischen Niederlage. *Comment Ne Pas Être Déprimé?* lautet der Titel eines 1999 von Czermak veröffentlichten Artikels<sup>14</sup>, der ein medizinisch-psychiatrisches Gutachten enthält, in dem Czermak und sein Co-Autor Jean-Claude Collau dem »Betroffenen« einerseits ein transsexuelles Syndrom bescheinigen, notierend, dass »er« durch diverse Operationen inzwischen die anatomische Erscheinungsform einer Frau erlangt habe. Andererseits legt das Gutachten in kondensierter Form die Auffassung über die psychotische Natur

jedes Transsexualismus dar. Von der Verwerfung des großen Anderen über den Hüllenwahn bis hin zu einigen Seitenhieben gegen Robert Stoller und die nordamerikanische Verfälschung der freudischen Lehre liest sich dieses Dokument als feuriges Plädoyer gegen ein medizinisch-juristisches Mitagieren mit dem Wahn des Betroffenen. Grund zu Czermaks Deprimierung dürfte dabei das Urteil des Gerichts sein, das auf das Gutachten folgte: Es beschied, dem Antrag des Betroffenen auf Änderung des Personenstands und des Vornamens stattzugeben. Bemerkenswerterweise werden in der Urteilsbegründung zahlreiche Punkte aus Czermaks und Collaus Gutachten aufgegriffen. Sogar von einer »Jouissance cutanée«<sup>15</sup> ist die Rede. Dass Czermak und Collau unzweideutig von Wahn und Psychose sprachen – Ausschlusskriterien für die Änderung des Personenstands – und ebenso davor warnten, ein psychisches Problem medizinisch-juristisch lösen zu wollen, übergeht die Urteilsbegründung wortlos.

Im direkten Gegensatz zu Czermak steht das Werk Patricia Gherovicis, die zur Diskursführerin des sich ab der Jahrtausendwende formierenden neolacanianischen Transdiskurses avancierte.<sup>16</sup> Es ist mehr als eine bloße Geste der Höflichkeit, dass Gherovici in ihren Büchern ihre transgeschlechtlichen Patient\*innen, mit denen sie tatsächlich auch Analysen durchführt(!), als dem Wunschgeschlecht zugehörig adressiert, d. h. Mann-zu-Frau-Transsexuelle als Transfrauen und Frau-zu-Mann-Transsexuelle als Transmänner bezeichnet. Diese Form von Anerkennung hat sich zwar schon bis hinein in den alltäglichen und den offiziellen psychologisch-psychiatrischen Sprachgebrauch durchgesetzt, wird jedoch bis heute von Autor\*innen wie Czermak oder Millot<sup>17</sup> konsequent verweigert. Dass Gherovici den Wünschen ihrer Analysant\*innen gemäß sogar genderneutrale bzw. genderambivalente Pronomina wie »hir«, »ze« und »s/he« (gesprochen: »shuhee«) verwendet, würde von Czermak wohl als Unterwerfung unter die psychotische Unisexisierung der Gesellschaft bewertet werden.

Gherovicis Distanzierung von klassisch gewordenen Positionen wie derjenigen Czermaks ist explizit: »Psychoanalysis has a regrettable history of pathologizing non-normative genders and sexualities. I want to break away from this tradition. In my practice,

I have not found evidence for the belief that all trans people are psychotic. I therefore argue for a depathologization of the trans experience and prefer to think of trans symptoms.«<sup>18</sup> Transsymptome – aus ihnen werden Transsinthome. Die Referenz auf Lacans Seminar 23 (*Das Sinthom*) findet sich zwar auch in den Texten Czermaks (S. 34) oder etwa Millots<sup>19</sup>. Doch erst im neolacanianischen Diskurs wird das »Sinthom« zum Zentraltheorem der *transgender psychoanalysis*. Was Czermak Schreber, ist Gherovici deshalb Joyce. Ähnlich wie es, Lacan zufolge, Joyce gelungen sei, mit seinem Schreiben eine Psychose abzuwenden, indem er die drei Register des Symbolischen (Sprache), des Imaginären (Körperbild) und des Realen (Genießen) durch sein Schreiben, d. h. sein Schreibsinthom, verknötete, könne, Gherovici zufolge, auch der Transitionsprozess als Knotenpraxis wirken. Auch hier können individuelle, kreative, kunstfertige, haltbare, lebbare, eben sinthomatische Symptome gebildet werden, mit denen sich das Subjekt identifizieren könne.

Dies führt bei Gherovici nicht nur zu einer offeneren Haltung gegenüber operativen und hormonellen Eingriffe, die im Sinne potenzieller Neuverknötungen verstanden werden<sup>20</sup>, sondern auch zu einer Sensibilität für die progressive Funktion der textlichen Komponente der Transition, etwa der Resignifizierung durch die Annahme eines neuen Namens. Besonderes Augenmerk richtet sie deshalb auf den von vielen transgeschlechtlichen Personen erlebten »Drang-zum-Schreiben«<sup>21</sup>, der sich in zahlreichen, von ihr analysierten Memoiren niederschlägt. Ähnlich wie bei Joyce, dem Lacan ein nicht-verankertes, dem Subjekt potenziell äußerliches Körperbild unterstellte<sup>22</sup>, das nur durch den Schreibprozess buchstäblich gehalten werden konnte, gelinge auch im Schreiben vieler transgeschlechtlicher Personen eine Neuaneignung eines fremden Körpers qua »textual embodiment«.<sup>23</sup>

Zentral für Gherovicis »lacanian approach« ist zudem die Referenz auf Lacans transgeschlechtliche Patienten: Primeau, Henri M. und Michel H., auf die sich auch ihr obiger Beitrag konzentriert. Sie gelten ihr als bedeutende Argumente, um Lacan gegen eine lacanianische Tradition zu wenden. Gegenüber ihrer Darstellung, Lacans Interventionen ließen sich als »Hinweis auf einen Wandel hin zu einer neuen Ethik der sexuellen Differenz

[...], einer Ethik des Begehrens jenseits normativer Sexualideologien« (S. 43) lesen, können jedoch Zweifel angebracht werden. Eine Lektüre der Fallvorstellung Michel H.s zeigt beispielsweise, dass Gherovici für ihre Lesart Michels weibliche Identifizierung kleinreden muss. Trügerisch sind Aussagen wie: »Im Laufe des Interviews erkannte Michel mehrmals an, ein Mann zu sein und, dass er mit seinen weiblichen Neigungen haderte.« (S. 47) Es stimmt zwar, dass Michel auf Lacans insistentes Bemühen, ihn in seiner Männlichkeit zu adressieren<sup>24</sup>, zugesteht, dass er ein Mann ist. Man könnte dies allerdings auch so verstehen, dass Michel lediglich darum weiß, dass er im Körper eines Mannes steckt, dass er sich jedoch nie als Mann identifiziert hat: »Ich habe mich nie als Mann gefühlt.«<sup>25</sup> Und: »Ich lebe nur dafür, eine Frau zu sein.«<sup>26</sup>

Paradoxerweise nimmt Gherovici deshalb Michels »Forderung nach radikaler Veränderung«<sup>27</sup> nicht halb so ernst wie Czermak, der sie prinzipiell ablehnt. Gherovici zieht eine fragwürdige Linie, wenn sie Michel zu einem bloß perversen Transvestiten<sup>28</sup> erklärt, der gegen seinen artikulierten Willen, aber zu seinem eigenen Wohlergehen, ein transvestitischer *Mann* bleiben soll. Die Einschätzung, Michel sei pervers, widerspricht zudem der lacanschen und freudschen Perversionstheorie, der Czermak in seiner idealtypischen Gegenüberstellung von perversen Transvestismus und psychotischem Transsexualismus treu bleibt. Denn Michel verleugnet nicht die Kastration. Seine Verkleidung ist kein Schleier, hinter dem sich ein phallisches Genießen verbirgt: Bedenkt man etwa, wie Michel seine Identifikation bis hinein in die Wortwahl (»sanft«) anhand seiner Kleidung bildet<sup>29</sup>, scheint Czermaks Theorie vom Hüllenwahn bzw. der Hüllenjouissance<sup>30</sup> als Erklärung für Michels transvestitische Praxis besser zu treffen als Gherovicis Behauptung, Michel erlebe eine »Jouissance mit einem mit weiblicher Unterwäsche verhüllten Glied« (S. 53). Das männliche Genital bereitet Michel kein Genießen, sondern erzeugt einen Horror, weswegen er es auch abschneiden wollte, was Gherovici herunterspielt, wenn sie meint, Michel strebe bloß eine Feminisierung des Gesichts an (S. 49 f.).

Überhaupt ließe sich sagen, dass Michels Unfähigkeit zum phallischen Genießen das zentrale, sich auf verschiedenen Ebenen

abbildende Thema des Gesprächs darstellt. Denn Lacan, dessen derbes Sprechen im schroffen Gegensatz zur halb schweigsam-beschämten (»Ich kenne nicht den Begriff, den man verwendet«<sup>31</sup>), halb die neutralisierenden Vokabeln der Sexualwissenschaft aufgreifenden (»Ich praktiziere die Masturbation immer so«<sup>32</sup>) Sprache Michels steht, versucht immer wieder Michels Phallizität herauszukitzeln, etwa wenn er ihn ankumpelt, wo er »diese Monique« denn »aufgegabelt«<sup>33</sup> habe, oder herrenwitzelnd fragt, ob Michel seinen Putzjob denn »glänzend«<sup>34</sup> gefunden habe. In gewisser Hinsicht inszeniert Lacan damit die Geste der Frauen, die die Initiative ergreifen müssen (»... muss mich die Frau anfassen, weil ich sonst keinen Steifen kriege«<sup>35</sup>), um Michel ein phallisches Genießen abzurufen. Doch auch deren Erfolglosigkeit. So wie es nur die Fantasie der eigenen Weiblichkeit ist, die Michel ein nicht-fremdes Genießen ermöglicht, so bleiben auch Lacans Versuche, Michels Phallizität zu wecken, ohne Effekt auf dessen Sprechen.

Doch vor allem kann gegen Gherovicis Interpretation eingewandt werden, dass ihren Ausführungen die Annahme zugrunde liegt, dass Lacan einen irgendwie legitimen Transitionswunsch unterstützt hätte, dass er nur in einem solch besonderen Fall wie demjenigen Michels skeptisch war. Auch in ihrer Relektüre der Fallgeschichten Primeaus<sup>36</sup> und Henri M.s vertritt Gherovici diese These. Doch wenig spricht dafür und einiges dagegen: Lacan hat nirgendwo einen »echten« Transsexualismus anerkannt und viele seiner Schüler\*innen haben Geschlechtsangleichungen rigoros abgelehnt. Es ist zudem schwer, nicht eine allgemeine Opposition gegenüber Geschlechtsangleichungen herauszulesen (gepaart mit sichtlicher Ratlosigkeit), wenn Lacan auf die Frage, ob Michel nicht mit einer »analytischen Operation« zu helfen wäre, antwortet: »Es wird zu nichts führen. Es wird zu nichts führen. Es wurde gemacht und es hat nichts gebracht. Es kommt von der frühen Kindheit. Er ist entschlossen zu dieser Verwandlung. Man wird nichts ändern.«<sup>37</sup>

Gherovici hat sich in ihren Publikationen für die Formulierung einer lacanianischen Theorie von Transgeschlechtlichkeit im Sinne einer »Ethik des Begehrens jenseits normativer Sexualideologien« starkgemacht. Sie liefert dabei eine beeindruckende Fülle an Material, tiefgreifende Reflexionen über psychoanalytische

Begriffe und deren Geschichte sowie grundlegende Überlegungen zu gesellschaftlichen Hintergründen von Transgeschlechtlichkeit. Gerade durch den klinischen Fokus sind ihre Werke nicht einfach »transaffirmativ« und gehorchen auch nicht bloß den aktuellen Geboten der political correctness, die das analytische Denken durchaus hemmen können – wie Beiträge aus dem queer-lacanischen Feld bezeugen, in denen Queerness und die prinzipielle Trans-Affirmation politische Motive darstellen, die der Analyse übergestülpt werden.<sup>38</sup> Ihre Texte sind Suchbewegungen, in denen nicht nur Transgeschlechtlichkeit durch die Psychoanalyse, sondern auch die Psychoanalyse durch Transgeschlechtlichkeit befragt wird. Doch so sympathisch und vielleicht auch wegweisend einem ihr Bemühen erscheinen mag, so fragwürdig scheint ihr Wurf, Lacans Behandlung bzw. Befragung transgeschlechtlicher Patienten als frühe Zeugnisse der von ihr vertretenen Haltung auszulegen. Sie schlägt Lacan hier über den queeren Leisten.

Man könnte schließlich anmerken, dass Gherovici in ihrer gewählten Lacan-Lesart nichts anderes macht als Lacan mit Freud. Sie isoliert Elemente aus dessen Werk, gibt sie als das Wesentliche aus und extrapoliert sie zu einer eigenen Theorie. Nichts anderes macht, an einer anderen Stelle ansetzend, auch Czermak. Der Gegensatz der Lesarten verweist auf eine Spannung in Lacans Werk selbst. —

1) Zwei 1996 und 1998 veröffentlichte und insgesamt über 1000 Seiten umfassende Bände geben einen guten Eindruck vom Ausmaß dieses Diskurses: Czermak, Marcel & Frignet, Henry (Hg.): *Sur l'identité sexuelle. À propos du transsexualisme*. 2 Bände, Paris 1996, 1998: Association freudienne internationale. Die Herausgeber meldeten sich auch in der Zeitung *Libération* vom 17. 11. 1993 mit einem Artikel (»Quel sexe voulez-vous?«) zu Wort. In der US-amerikanischen Lacan-Rezeption wird zumeist

Catherine Millot als Diskursführerin wahrgenommen und zum Teil scharf kritisiert. Kate Bornstein bezeichnete sie zum Beispiel als »gender terrorist« (vgl. Bornstein, Kate: *Gender Outlaw*. New York 1994: Routledge. S. 71 f.). Czermak hat allerdings bedeutend mehr Klinisches zum Thema beigetragen.

2) So wörtlich und auch in diesem Kontext: Thibierge, Stéphane: »Le Transsexualisme, individuel et social«. In: Czermak & Frignet, *Sur l'identité*, S. 215

3) Es finden sich mehrere Falldiskussionen in Czermak & Frignet, *Sur l'identité*, und in Czermak, Marcel: *Passions de l'objet: études psychanalytiques des psychoses*. Paris 1986: Joseph Clims. Kap. 6, sowie in ders.: *Patronymies. Considérations cliniques sur les psychoses*. Toulouse 2012: Érés. S. 45–81. Bemerkenswert sind auch zwei Gespräche über Transsexualismus, die Czermak Mitte der 1990er mit Charles Melman führte, in Melman, Charles: *Lacan contre Freud*. Toulouse 2017: Érés. S. 327–375

4) Czermak, *Patronymies*, S. 54. Vgl. auch Melman, *Lacan*, S. 343

5) Neben den unten zitierten US-amerikanischen Arbeiten wäre für den französischen Diskurs u. a. zu nennen: Hubert, Hervé: »Transsexualisme: Du Syndrome au Sinthome«. In: *Clinique méditerranéenne*. 2007, Heft 76, S. 255–270. Hubert bezieht sich u. a. auf Maleval, Jean-Claude: »Le syndrome transsexuel«. In: *Spicilege*. 1997–1998. Der Czermak nahestehende Frignet nimmt zwar eine nicht-psychotische (wohl perverse) Subgruppe des Transsexualismus an: die »Transsexualisten«. Diese Modifizierung geht aber mit der noch deutlicher formulierten therapeutischen Ambition einher, das transsexuelle »Symptom« bei eben dieser Subgruppe zu beseitigen. Frignet vergleicht die Therapie der Transsexualisten mit derjenigen von Suchtpatient\*innen, die von einem unmittelbaren Genießen lernen sollen, Abstand zu nehmen. Vgl. Frignet, Henry: *Le Transsexualisme*. Paris 2000: Desclée de Brouwer. S. 124 ff., 140 ff.

6) In seinem selbstkritischen Plädoyer für eine Entpathologisierung des Transsexualismus heißt es gegen Positionen wie diejenige Czermaks

gemünzt: »Das Verrückte am Transsexualismus ist, dass die Transsexuellen nicht verrückt sind. [...] Als durchweg psychotisch erscheinen sie nur dem flüchtigen und mürrischen nosomorphen Blick, den zuletzt einige französische Psychoanalytiker aus der Lacan-Schule geworfen haben«. Vgl. Sigusch, Volkmar: *Geschlechtswechsel*. Hamburg 1995: Rotbuch, S. 117. Als Sigusch hier über einen »Wandel des klinischen Erscheinungsbildes« reflektierte, d. h. dass »viele Transsexuelle heute keineswegs mehr so kühl distanziert, starr, nötigend oder gar uniform auf uns wirken« (ebd., S. 94), hatte der französische Diskurs vom transsexuellen Wahn seinen Höhepunkt noch nicht erreicht.

7) Die Buchreihe, in der der Czermaks und Frignets einschlägiger Sammelband erschienen ist, erklärt die Abgrenzung von der Perversion zu ihrem Programm: »Die hier eingegangene Wette ist die der Verbreitung eines Diskurses: Des analytischen, wenn es wahr ist, dass er ein soziales Band ermöglicht, das nicht von der Perversion geknotet ist.« Vgl. Czermak & Frignet, *Sur l'identité*, S. 7

8) Vgl. Frignet, *Le Transsexualisme*. S. 148, 150, 154, 111. Der Nachweis, dass LGBTI-Verbände unlauterere Mittel verwenden, als die, die diesen Vorwurf erheben, wird weder bei Frignet noch sonst wo erbracht. Erinnert sei an dieser Stelle an den FPÖ-Politiker Johann Gudenus, der einmal von den Machenschaften einer »Homosexuellenlobby« schwadronierte und sich dann willens zeigte, mit russischen Oligarchen Deals auf Staatskosten abzuschließen, um Einfluss auf die österreichische Presse zu gewinnen.

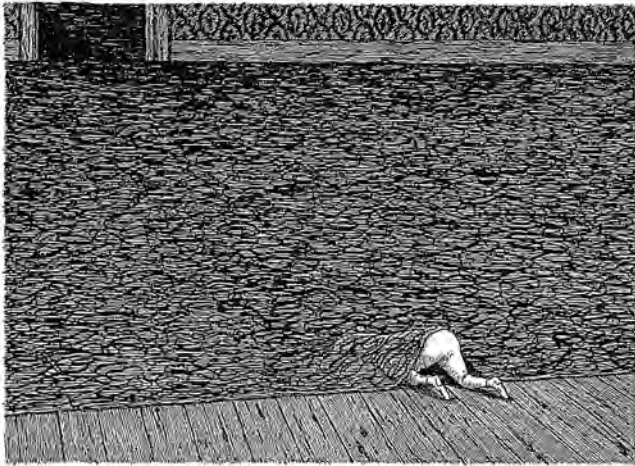
- 9) Czermak, *Passions*, S. 123
- 10) Herzog, Dagmar: »Die bemerkenswerte Beständigkeit der Homophobie in der Psychoanalyse: Die USA im kalten Krieg«. In: Henze, Patrick; Lahl, Aaron & Preis, Victoria (Hg.): *Psychoanalyse und männliche Homosexualität. Beiträge zu einer sexualpolitischen Debatte*. Gießen 2019: Psychosozial-Verlag, S. 69–91
- 11) Vgl. von Braun, Christina: »Blutlinien – Wahlverwandtschaften. Genealogien aus psychoanalytischer und kulturhistorischer Sicht«. In: *Psyche*, 2014, 68. Jg., Heft 5, S. 393–418
- 12) Dass Czermak allen Ernstes eine Linie von Juristen, die beim Thema der Personenstandsänderung therapeutische Erwägungen berücksichtigen, zu morddiktierenden NS-Richtern zieht, ist grenzwertig. Übergangen wird dabei, dass transgeschlechtliche Personen Betroffene und Opfer dessen waren, was »im Namen der Eugenik in gewissen Zonen Europas geschehen ist«. (S. 39)
- 13) Czermak, *Passions*, S. 119
- 14) Zu finden in: Czermak, *Patronymies*, S. 66–81
- 15) Ebd. S. 80
- 16) Aufsehen erregten vor allem ihre beiden Werke *Please Select Your Gender: From the Invention of Hysteria to the Democratizing of Transgenderism* (New York 2010: Routledge) und *Transgender Psychoanalysis: A Lacanian Perspective on Sexual Difference*. (New York 2017: Routledge). Weitere bedeutsame Arbeiten in diesem Feld sind z. B.: Gozlan, Oren: *Transsexuality and the Art of Transitioning: A Lacanian Approach*. New York 2014: Routledge, sowie diverse Beiträge von Patricia Elliot, Shanna T. Carlson oder Sheila L. Cavanagh.
- 17) Z. B. Millot, Catherine: *Ein Leben mit Lacan*. Wien 2017 [2016 im Original]: Passagen. S. 52
- 18) Gherovici, *Transgender Psychoanalysis*, S. 23
- 19) Millot, Catherine: *Horsexe: Essai sur le transsexualisme*. Paris 1983: Point hors ligne. Kap. 3
- 20) Gherovici, *Please Select*, S. 242
- 21) Ebd. S. 212
- 22) Lacan, Jacques: *Das Sinthom, Das Seminar, Buch XXIII*. Wien 2017: Turia und Kant. S. 165 ff.
- 23) Gherovici, *Please Select*, S. 230
- 24) Lacan ist in diesem Punkt geradezu suggestiv: Michel ist ein Mann. Michel soll ein Mann bleiben. »Es ist furchtbar, aber Sie müssen damit klarkommen.« Vgl. Jacques Lacan: *Michel H. – Eine Krankenvorstellung*. Ein RISS+-Heft zu *Trans*. Hamburg 2019: Textem, S. 48. Zuweilen lenkt Lacan in subtilen Verschiebungen in diese Richtung, etwa wenn er Michels Rede von »weiblichen Neigungen« korrigierend als »Ihre Neigungen, sich als Frau zu kleiden« aufgreift und damit einen kleinen Spalt zwischen Michel und seine weibliche Identifikation schlägt (ebd. S. 34). Zuweilen geschieht dies grob, wenn er ihn unterbricht mit »Hören Sie mal, mein Guter [mon vieux]; Sie haben doch Bartstoppeln am Kinn« (ebd. S. 15) oder ihm – auf einen biologischen Begriff von Geschlecht rekurrierend – die Gedanken an eine Transition auszutreiben versucht (ebd. S. 36).
- 25) Ebd. S. 17
- 26) Ebd. S. 35
- 27) So Czermaks Aussage in der an die Fallvorstellung anschließende Fallbesprechung. Ebd. S. 55
- 28) Häufig ist dies bei Gherovici vorsichtig formuliert: »Michel H. und Henri sind Fälle, die wir jeweils vorläufig als Perversion und Psychose klassifizieren können.« (S. 53) »Michel H. wirkte wie ein gequälter Fetischist.« (S. 50) Andersorts ist die Zuschreibung deutlicher (»Michel verstand sich eindeutig als *cross-dresser* [*transvestite*] und nicht als transsexuell«, S. 47) und ihre Interpretation zur Verleugnung und zur Jouisance mit einem verhüllten Glied gehen eindeutig in Richtung Perversion, was auch für ihre Gesamtbewertung des Falls wesentlich ist.
- 29) Sind Wörter, nach einem Gedanken Freuds, die »Kleider der Ideen«, so ist es im Falle Michels der Mädchenkleidersignifikant »sanft«, in den die rettende Idee der Weiblichkeit schlüpft. Michel wirft sich buchstäblich in Schale. Selbst der Horror vor dem eigenen Penis bezieht sich auf etwas Dreckiges, Ungewaschenes, das hervorkommt, wenn er den Penis versucht, »ausziehen« [*déculotter*] (RISS+, S. 46). Vgl. Rose, Louis: »Freud and fetishism: previously unpublished minutes of the Vienna Psychoanalytic Society«. In: *Psychoanalytic Quarterly*, 1988, 57. Jg., Heft 2, S. 154
- 30) Czermak, *Patronymies*, S. 114. Vgl. auch: Siehe auch: Tyszler, Jean-Jacques: »La peau retournée, remarques sur la jouissance d'enveloppe«. In: Czermak & Frignet, *Sur l'identité*, S. 499–516
- 31) RISS+, S. 46
- 32) Ebd.
- 33) Ebd. S. 16
- 34) Ebd. S. 48
- 35) Ebd. S. 47
- 36) »Lacan was carefully discerning a transsexual delusion from a demand for gender reassignment by testing Primeau's position, but never adopted the moralistic position of asserting that surgery would never make him a woman.
- Whereas Catherine Millot tends to see this as a sign that Lacan rejects all transsexual desires as psychotic, in fact he is distinguishing the hopeless case of a man that he sees as psychotic from a more legitimate demand for sex change, which was not Primeau's situation.« Vgl. Gherovici, *Transgender Analysis*, S. 91. Äußerungen über einen »more legitimate demand for sex change« sucht man bei Lacan vergeblich.
- 37) RISS+, S. 53
- 38) Diesen Eindruck habe ich in der Lektüre vieler Beiträge im *Transgender Studies Quarterly* gewonnen, z. B. Coffman, Chris: »Žižek's Antagonism and the Futures of Trans-Affirmative Lacanian Psychoanalysis«. In: *Transgender Studies Quarterly*. 2017, 4. Jg., Heft 3/4, S. 472–496. Schon der Ausdruck »affirmativ« ist – um was auch immer es geht – unanalytisch. Der von Patricia Elliot im selben Sinne geforderte »respect for the narratives of trans people« widerspräche ebenfalls dem gesamten Projekt der Analyse, dass sich gar nicht schlecht als Praxis der prinzipiellen Respektlosigkeit gegenüber jedem Narrativ definieren ließe. Vgl. Elliot, Patricia: »Lacanian Analysis and Transsexuality: Take 2«. In: Georgis, Dina; Matthews, Sara & Penney, James (Hg.), *CNPC 1: The Freudian Legacy Today*, 2015, S. 136. Online: <https://cnpcpc.com/cnpc-1-the-freudian-legacy-today-2015/> (27. 8. 2019)

Alejandra Barron  
Professionelle  
Verformungen\*

Alejandra Barron  
Professionelle  
Verformungen\*

*Das Tabu hat kein externes Fundament, es ist ein Verbot an sich, für die Gefahr, die es darstellt; es bezieht sich auf keine äußere Ursache: Es organisiert die Welt so, dass sie ohne seine Präsenz ein absolutes Chaos werden würde. Es ist eine von niemandem geäußerte Botschaft, eine Bedrohung aus dem Nichts, »ein Zentrum«, das das Universum überall um sein Mandat herum organisiert.*

*Wegen des Tabus wird jedes Subjekt der Träger einer Angst ohne Ursache sein, die nicht nur Angst vor dem Verbotenen ist, sondern grundsätzlich Angst, die Gelegenheit der Transgression zu finden.<sup>1</sup>*



Der Körper ist ein lebendiges, dauerhaft durchquertes Gebiet, wo mehrere Organe und unterschiedliche Identitäten sich kreuzen.<sup>2</sup> Von diesem Körper wird dieses Schreiben handeln. Speziell von dem Körper, den wir (»wir« und »sie«) vereinbart haben – nach mehr oder weniger einstimmigen Kriterien, wie wir später sehen werden –, transsexuell zu nennen. Im Fokus: die Einordnung des transsexuellen Phänomens innerhalb der lacanschen Kategorie der Psychose.

Die gegenwärtige Situation, die wir erleben, und die politische Kraft, die die Queer-Bewegungen gewinnen, sind genau der fruchtbarste Moment, um uns zu fragen: Wie steht es mit dem Geschlecht *à la carte*? Eine launische Welle von Pseudo-Progressiven, die ins Boot jedes Diskurses einsteigen, der ihnen Krieg verspricht? Eine Mode? Die verzweifelten Versuche der neuen Generationen, etwas mit dem Unbehagen *dieser* Kultur zu tun,

\*) Der Titel spielt mit der Homophonie im Kastilischen: Die Formungen und Verformungen [*deformaciones*] weisen auf die chirurgischen Eingriffe in den Körpern transsexueller Personen hin, die von den Professionellen der Medizin durchgeführt werden; während *de formaciones* (über Ausbildungen) ankündigt, dass der Text Themen bzgl. der Ausbildung von Analytiker\*innen hinterfragt sowie die negativen Folgen der Einhaltung eines unbestreitbaren Diskurses, die unsere Begegnung mit den Patienten verformt.

Edward Gorey  
»G is for GEORGE smothered under a rug«

das durch alle Löcher des Fleisches dringt? Apokalypse der symbolischen Ordnung, wie wir sie kennen? Etwas ganz anderes? Ich schreibe mit der Absicht, einen Dialog zwischen den Lebenserfahrungen von Transmenschen und *einer* Lektüre und Praxis der lacanschen Psychoanalyse zu eröffnen.

Der Überzeugung, zu einem anderen Geschlecht als dem anatomischen zu gehören, wurde in der Geschichte der Medizin der Charakter eines Deliriums zugeschrieben. In den Abhandlungen Krafft-Ebings<sup>3</sup> etwa finden wir mehrere, teils autobiografische Fälle von *metamorphosis sexualis paranoica* dokumentiert. Ich beziehe mich auf sie, weil mir zwei Punkte beim Lesen aufgefallen sind, die ich im Interesse dieser Analyse für bemerkenswert halte, und zwar weil sie Figuren darstellen, deren Wiederholung wir im Laufe der Zeit leicht erkennen können, das heißt, wir sehen dort etwas, was insistiert.

Das eine ist die Rede von Paranoia in der Nomenklatur. »Paranoisch« referiert vor allem auf die hohe Strukturierung und Kohärenz bestimmter (Wahn-)Vorstellungen, sodass der Patient, was andere Bereiche seines Lebens betrifft, unauffällig bleibt. Ich werde später auf diesen Punkt zurückkommen. Das andere ist die in der *Psychopathia Sexualis* kausalistische Assoziierung zwischen z. B. Masturbation und der Entstehung einer psychischen Erkrankung, was, Moralisierung zur Seite, im Grunde genommen einfach erneut den problematischen Charakter der Tätigkeit [*quehacer*] des Menschen mit seinem sexuierten und sexualisierten Körper hervorhebt; welche ihn sein ganzes Leben beschäftigen wird [*¿qué hacer?*], und vielleicht sogar zum Diwan eines\*r Analytiker\*in führt.<sup>4</sup>

Mit den Beiträgen von Lacan zur Psychopathologie betreten wir ein schwierigeres Terrain, mit rätselhaften und, warum nicht, widersprüchlichen Inhalten. Wir verlassen das Feld der Physiologie, der Gene, der Krankheit im Gegensatz zur Gesundheit und den entsprechenden normativen Idealen, um die einzigartigen Erfahrung eines Subjekts mit seiner Existenz, mit dem Unbewussten, mit dem geschlechtsspezifischen Körper und mit dem Sex, mit dem Anderen, mit dem Genießen, mit dem Fremden, mit dem Tod, zu begleiten. Wir finden dann, dass das *parlêtre* dreifach entfremdet ist: in seinem Bild, seinen Worten und seinem

Fleisch. Sein Durchgang durch die Welt der Lebenden erfordert eine ständige »Wearbeit« mit den Registern des Imaginären, des Symbolischen und des Realen, die bei Erfolg zu dem führen, was wir als unsere alltägliche Realität verstehen. *Symptome sind ein fundamentaler Bestandteil dieses Gewebes.*

Lektüren wie diese eröffnen ein neuartiges Forschungsfeld der Psychose, das sich von den Konzepten der Psychiatrie distanziert. Wir Analytiker\*innen erlauben uns, über Psychose zu sprechen, auch wenn keines der Symptome vorliegt, die dieser historisch zugeschrieben werden. Dies erzeugt Verwirrung und viele interdisziplinäre Missverständnisse. Es muss gleichzeitig gesagt werden, dass die Ausarbeitung von Psychose in der Psychoanalyse nicht einheitlich ist und eine gesonderte Studie verdient. Lacan ist an sie in seiner letzten Lehre mithilfe der Theorie der Borromäischen Knoten herangegangen; aber er führt uns nicht weiter als zu einer neuen, inkonsistenten Pluralität. Wir beobachten das Kommen und Gehen in der Diskussion darüber, was Neurose und Psychose in ihrer Knotenqualität ausmache. Manchmal finden wir die Opposition Borromäischer Knoten vs. Nicht-Borromäischer Knoten, um sie zu charakterisieren, und manchmal die Opposition gelöst vs. nicht-gelöst, aber beide sind nicht abschließend. Mit der Entwicklung des Konzepts des *Sinthom* als Element, dessen Funktion darin besteht, Diskontinuitäten in der Verknotung der drei Register zu reparieren (ein Bild, das uns unausweichlich zur Signifikantenkette leitet) und vor allem *relación* zu verleihen, singularisieren sich die Knoten und sind somit so unendlich, wie auch Subjekte gestrickt werden.

Worauf Lacan mit diesem Begriff hinweist, ist die Idee, dass, wenn in der Psychose ein struktureller Mangel besteht, ein *Sinthom* als Ersatzelement fungieren kann. Das zunächst als Flicker einer psychotischen Struktur konzipierte *Sinthom* wird sich dann aber auch auf die Neurose erstrecken, und als einzigartige Art des Genießens des Subjekts verstanden werden (Genießen, von dem wir dann behaupten können, dass es *sinthomatisch* ist). Dieses Bindegewebe kann im Übrigen so gut gemacht sein, dass es, wenn sein Inhalt nicht sehr bizarr ist, als Ersatz unbemerkt bleibt: Das *Sinthom* funktioniert dann *perfekt*. Man sagt dann, dass wir uns vor einer psychotischen Struktur befinden, die Psychose aber nicht

*ausgelöst* worden ist. Von daher finde ich, wie ich bereits geäußert habe, die Erwähnung von Paranoia im Zusammenhang mit Transsexualität interessant, denn die Paranoia stellt eine irre Verknotung dar, bei der es nichtsdestotrotz schwerfallen kann, die Spuren des Wahnsinns darin zu erkennen.

Lacan sagt beim Unterricht vom 16. Dezember 1975, er habe sich lange geweigert, seine Doktorarbeit *Über die paranoische Psychose in ihren Beziehungen zur Persönlichkeit* erneut zu veröffentlichen, nachdem er erkannt hatte, dass paranoische Psychose und Persönlichkeit keine Beziehung haben: Sie sind dasselbe.<sup>5</sup> Das Paranoische innerhalb der paranoiden Maschinen von Deleuze & Guattari heißt so, weil »sie mit einer unbestreitbaren und starren internen Logik methodische und unzerbrechliche Verbindungen zwischen Elementen organisieren, die einen bestimmten Platz haben müssen (offensichtlich den *des Subjekts im strukturalistischen Sinne des Begriffs*)«.<sup>6</sup>

Aber wenn ein *Sinthom* perfekt funktioniert und dem Subjekt eine Stabilität verleiht, die es lebenslang zusammenhält, was ist dann psychotisch? Ist die Verrücktheit eine formale oder eine inhaltliche Angelegenheit (eine Form des Inhalts oder die Eindämmung der Form)? Geht es um Kohärenz, also um die Messung von Kontinuität/Diskontinuität? Es ist ja kein Zufall, dass Lacan sich gefragt hat, ob Joyce verrückt war, unmittelbar nachdem er den Knoten als Stütze des Subjekts – jetzt für alle – vorschlägt ...

Ich werde etwas Leichtsinniges schreiben, aber in dem Horror, den die reale Kastration immer noch hervorruft, und in Anbetracht dessen, dass die medizinisch-psychoanalytische Tradition hauptsächlich von Männern entworfen wurde, kann ich manchmal nichts anderes hören als *Man muss verrückt sein, um sich den Schwanz abschneiden zu lassen. Anders geht das nicht.* Ganz klar bleibt der Transsexualismus der Hauptliteratur beschränkt auf denjenigen, der mit männlich entwickeltem Körper eine Frau *sein möchte* (um den »konservativen« diskursiven Ausdruck zu verwenden). Das Ding scheint sich in einem unidirektionalen Vektor zu bewegen. Schließlich, was ist mit den Transmännern, die, anstatt sich den Penis abzuschneiden, sich einen ansetzen lassen? Hat dieser Akt den gleichen Charakter, dieselbe Funktion wie bei Transfrauen? Und was können wir über Männer mit Vagina,

Frauen mit Penis, Non-Binären, abweichende Männlichkeiten usw. usw. sagen? Nehmen wir an einer kollektiven Psycho-tisierung teil?<sup>7</sup>

Die vorherrschende These in der lacanschen Psychoanalyse, die Transsexualität als psychotische Manifestation versteht, stützt sich hauptsächlich auf drei Indikatoren, die zum Jackpot der Psychose geworden sind: Verwerfung, Gewissheit, *passage à l'acte*. Bei den Transsexuellen wäre es so, dass das Nichtvorhandensein des Signifikanten des Namens des Vaters (Verwerfung) – Signifikant des sexuellen Unterschieds, der das Genießen regelt – als dringende Forderung (Gewissheit) von Kastration im Realen zurückkehrt. Diese Forderung kulminiere in der Genitaloperation (*passage à l'acte*). So gesehen ist es an sich nicht auffällig, dass Transsexualität innerhalb dieses Feldes betrachtet wird. Auffallend ist, dass dieses lacansche Erbe so wenig infrage gestellt und von Analytiker\*innen als Mantra rezitiert wird, die in ihrem Leben noch nie mit transsexuellen Analysant\*innen zu tun gehabt haben.

### Echte Transsexuelle

Ich möchte die Leser\*innen zur kritischen Untersuchung der folgenden umfangreichen Liste von Leitsymptomen der Transsexualität einladen. Obwohl diese Zusammenstellung längst nicht mehr aktuell ist, bleibt weiterhin spannend zwecks unserer Auseinandersetzung wahrzunehmen, welche Aspekte von einigen Kliniker\*innen gesondert und syndromatisch angegliedert worden sind:

1. die »innere Gewissheit«, dem Gegengeschlecht anzugehören, ohne die anatomisch gegebene Sexualität zu leugnen;
2. keine signifikanten körperlichen Anomalien;
3. relativ frühes und kontinuierliches »Verlangen nach Geschlechtswechsel« bei steigender Intensität des Wunsches;
4. »innere(r) und äußere(r) Kampf« gegen die »körperlichen Geschlechtsmerkmale«;
5. frühe »Verhaltensweisen und Empfindungen«, die sich dem Gegengeschlecht zuordnen lassen;
6. »perfekte Imitation« des Gegengeschlechts auf sämtlichen kulturellen Ebenen bis zur »klischeehaften Übernahme« von Rollen-Stereotypen;
7. relative Asexualität,

*d. h. geringe Appetenz und Aktivität; 8. häufige Ablehnung der Etikettierung als »homosexuell«; 9. Charakterprofil im Sinne des »borderline«-Typus; 10. Ablehnung jeglicher Psychotherapie, inklusive der analytischen Behandlung; 11. »Tendenz zum psychotischen Zusammenbruch«, Selbstverstümmelung oder Selbstmord; 12. Definition der Transsexualität als Übergangsstadium, das nach der Operation einer (männlichen oder weiblichen) Normalität weichen soll.<sup>8</sup>*

In Ländern, in denen eine professionelle Evaluierung Voraussetzung für die Fortsetzung der Transition ist, wird der Diagnoseprozess für die am bürokratischen und politischen Labyrinth des Gesundheitssystems Beteiligten manchmal von Nutzen sein. Aber in der Praxis ist eine solche Lehrbuchhaltung bestenfalls obsolet. Dinge treten nicht so schön und fertig auf. Das heißt, wir werden von der Erwartung konditioniert, dass, um über Transsexualität zu sprechen, das Subjekt nicht nur die Straßenseite wechseln, sondern den gesamten Ozean im trans\*atlantischen Schiff durchqueren muss. Doch oft sinkt das Schiff auf halbem Weg, schlägt Kurven ein, hält auf einer Insel und dann auf einer anderen.

Nun da ich mich traurig spottend über solche multiple-choice-artigen psychodiagnostischen Prozesse lustig mache – Adel verpflichtet –, muss ich gleichzeitig zugeben, dass wir Lacanianer einer ausschließenden Dreierlogik gegenüberstehen, die ihrerseits tendenziell dazu neigt, Transsexualität als psychotisch zu lesen und die Analysant\*innen in diskursive Sackgassen zu drängen, ohne individuelle Ausgänge, ohne Singularität. Denn, wenn Patient\*innen uns sagen, dass sie der Überzeugung sind, eine im falschen Körper gefangene Seele zu sein (das »Sesam öffne dich« der Transsexualität), so schreiben wir dieser Behauptung die wahnhaftige und entfremdete Gewissheit der Psychose zu. Wenn sie uns stattdessen sagen würden, dass sie sich transformieren möchten und dabei aber das anatomische Geschlecht wohl anerkennen, dann sagen wir, dass der Mechanismus der Verleugnung am Werk ist, wo das Subjekt folglich ein perverses – also kein »echtes« Transsexuelles – sei, das das Gesetz zur Kenntnis nimmt, aber zugleich versucht, ein eigenes maßgerechtes Gesetz zu schaffen. Wenn das Kommen und Gehen der Sexuierung nicht vom Agieren<sup>9</sup> bedroht

ist und hauptsächlich auf dem Gebiet der Fantasie oder des Diskurses verbleibt, befinden wir uns auf dem stabilen Boden der Neurose, wo das Unbehagen nicht ausreicht, um Trans\* zu sein.

Wir sehen, dass es im Bereich der Analyse leider für viele nicht einfach ist, Öffnungen und Unklarheiten aufrechtzuerhalten. Widerstand der Analytiker\*innen, professionelle Verformungen. Was wollen wir nicht hören? Der medizinische Diskurs ist der politischen und sozialen Konsequenzen von Mehrdeutigkeit oder sexueller Fluidität über die Kindheit hinaus nicht gewachsen.<sup>10</sup> Und der lacansche Diskurs?

#### Vom paranoischen Subjekt zu den Prozessen der Subjektivierung

Die längste Zeit seiner Lehre hat Lacan das Verhältnis des Subjekts zu den Signifikanten, vorwiegend symbolisch, privilegiert (die imaginäre und reale Dimension der Signifikanten wird erst später deutlicher betont). Während dieser Zeit wird er tatsächlich behaupten, dass das, was ein Subjekt als Mann oder Frau definiert, die Position in Verhältnis zum Phallus ist (der, was er unzählige Male hervorhebt, nicht der Penis, nicht das Organ ist) und dies unabhängig vom biologischen Geschlecht. Die Paraphrase von Freud ist allgemein bekannt, dass das Schicksal nicht die Anatomie, sondern der Signifikant sei. In der Theorie. In der Praxis beziehen sich Analytiker\*innen immer wieder auf ihre Transgenderpatient\*innen mit dem Pronomen, das dem anatomischen Geschlecht entspricht. Dies scheint einer gewaltigen imaginären Falle geschuldet zu sein, aus der allerdings nicht leicht zu entkommen ist. Ist das ein Widerspruch? Oder wird es *toleriert*, bspw. einem anatomisch männlichen Menschen das Pronomen »sie« zu geben, unter Erklärung, dass es sich *in Wirklichkeit [en realidad]* um einen Mann handelt. Und warum? Vor allem, weil er so *ausieht*. Und ja, es ist tatsächlich so, dass sich in der Realität das Imaginäre effektiv und kraftvoll aufdrängt. Sehen, um zu glauben.

Ein Transsexueller. Eine Transfrau. Die semantische Verschiebung zeigt dann die Stelle an, an der die heilige sexuelle Differenz platziert wird: bei der subjektiven Position oder zwischen den Beinen.

Lacan widmet sein Seminar vom 8. Dezember 1971 dem sogenannten – nicht ohne Ironie – »kleinen Unterschied«, durch die Männer und Frauen differenziert werden, und betont: Sie werden unterschieden, sie sind nicht diejenigen, die sich unterscheiden. Dort heißt es, dass die Leidenschaft einer Transperson (nein, er sagt »des Transsexuellen«) der Wahnsinn ist, das Organ loswerden zu wollen, durch welches sie als Mann oder Frau bedeutet wurde. Der Transsexuelle begehe folglich genau den allgemeinen Fehler, den Signifikanten – das, was wirklich abgelehnt wird – mit dem Organ zu verwechseln.<sup>11</sup>

Der anatomische Unterschied ist in der Tat gigantisch, wenn man bedenkt, dass daraus ein Universum von Differenzen entsteht, in dem das Subjekt passiv und gewaltig bedeutet und gelesen wird, ob es will oder nicht. Lacan selbst überrascht uns in seinem Interview mit Michel H. – das gesondert im Extra-Heft *RIS+* zu dieser Ausgabe veröffentlicht ist –, indem er mit auffälliger Insistenz immer wieder auf den Penis verweist und darauf besteht, dass Michel aus diesem Grund niemals eine Frau sein kann, als wären Signifikant und Organ doch unzertrennlich. Das Organ loswerden zu wollen ist aus meiner Sicht genau ein Weg, um die sexuelle Differenz anzuerkennen, die der phallischen Ordnung unterliegt, und von daher ein Versuch, das Übermaß an *Jouissance* zu regulieren; also ein Versuch, auf die symbolische Ordnung zuzugreifen, die sonst durch den Anderen untersagt bleibt. Ja, es gibt eine glücklose Verschiebung, die dazu führt, dass im Körper geschieht, was durch den Signifikanten passieren soll. Ob dies, wie manche behaupten, eine Verwechslung [*confusión*] ist oder nicht, kann diskutiert werden.

*Es ist, als würden diese [transsexuellen] Subjekte auf das reagieren, was der Andere ihnen über das Wahre sagt, wobei sie vergessen, dass die Voraussetzung des Daseins, jenseits des Aussehens, die Vergessenheit des Körpers ist.*<sup>12</sup>

Was ist diese Ablehnung, diese wahre Verstrickung, an der wir alle Anderen [*nos Otros*] teilnehmen?

Paradoxerweise würde das transsexuelle Subjekt nicht als solches ernst genommen, wenn es sich nicht operieren wollte,

oder wenn nicht zumindest die manifeste Bereitschaft zum »Übergang zum Akt«, vorhanden wäre. Nun, das Konzept von *passage à l'acte*, obwohl es zunehmend und konfuserweise als einfaches Äquivalent dafür benutzt wird, einen Gedanken zu seiner materiellen Verwirklichung zu bringen – in einer Art umgangssprachlicher Anwendung – behält seine historische Verbindung mit der Psychose bei. Doch eine Handlung durchzuführen, reicht nicht aus, um von *passage à l'acte* zu sprechen, zumindest mit klinischer Genauigkeit. Es ist kein einfaches »tun« und zugleich kommt noch die Schwierigkeit dazu, dass wenn man von Agieren [*actuar*] spricht, Entschlossenheit und Gewissheit wiederum verwechselt werden können. Und wie gesagt, auf dem Signifikanten »Gewissheit« (aus einer Gewissheit heraus führe ich eine Handlung durch/gehe ich zum Akt über) beruht auch der Verdacht von Psychose. Es reicht anscheinend auch nicht aus, um als Verrückter abgestempelt zu werden, dass man sich unters Messer der Chirurg\*in legt (oder wäre dies ein normalisierter *passage à l'acte* bei Cis-Menschen?), ansonsten müssten wir Zwangsjacken wie Flyer an den Ausgängen von *Revue*-Veranstaltungen oder Model-Paraden verteilen.<sup>13</sup>

Agieren. Mit Gewissheit, mit Zweifeln, mit oder ohne Erlaubnis?

Nicht jeder Akt ist eine *passage à l'acte*, und doch ist jeder wahre Akt eine Passage, eine Durchquerung.<sup>14</sup>

An die Analytiker\*innen, die zur Kategorisierung der Psychose die Karte »Verwerfung des Signifikanten des Gesetzes« verwenden, folgende Fragen: Können wir bei Transmenschen von Verwerfung sprechen, wenn viele mit ihren Passagen durch den Operationssaal genau diese begehrte Legitimation verfolgen, diese geschlechtsorganförmige Einschreibung in den Diskurs des Anderen, von dem sie im gegenteiligen Fall absichtlich und hartnäckig ausgeschlossen bleiben werden? Kann man sagen, dass in diesem langen und langwierigen bürokratischen Prozess, der von formellen Anträgen, Siegeln, Anwält\*innen, Richter\*innen, Gutachten und Prüfungen gepflastert wird, eine Verwerfung des Signifikanten vorliegt, unter dem *das Gesetz operiert*? Ist es nicht Lacan, der genau postuliert, dass man Phallus nicht sowohl »sein« als auch »haben« kann? Würde die Transition, die im operativen Akt endet,

nicht genau dieser ausschließenden und normativen Logik entsprechen?

Was für ein *passage à l'acte*? Was für eine Gewissheit? Was für eine Verwerfung?

### Una sarta de degenerados

Ich frage mich weiterhin mit der psychoanalytischen Theorie, was die transsexuelle Verrücktheit ausmache, außer dank der störenden Anziehungskraft der Perversion, die Neurotiker mit einer Transgressionsgefahr zu beunruhigen. Wenn ich an Verrücktheit denke, achte ich besonders auf das, was in Form von invasiven, unbeschreiblichen, maßlosen Erfahrungen stattfindet, gegen die das Subjekt sich nicht wehren kann und die seine Integrität gefährden können, wenn sie *keine Artikulationsmöglichkeit* finden. So geschieht es im Feld der Psychosomatik, der Traumata, der Sexualität, des ruinösen Genießens und der Psychose. Verrücktheit ist also etwas Trans... strukturelles.

Der Körper kann auf diesem Weg als einer Art selbsttätige, ominöse, fremde, zerrissene und unverbundene Bedrohung erlebt werden. Natürlich macht uns das Erfahren von Überschreitungen oder das Auftreten von Rissen, durch die das Reale dringt (oder das Imaginäre außer Rand und Band gerät) nicht unbedingt gleich psychotisch. Aber hier kommt die Webkunst jedes Einzelnen ins Spiel, denn dort, wo ein Subjekt gewissermaßen klarkommt oder mit dem gerade erlebten verrückten Moment umgehen kann, platzt ein anderer völlig. Vielleicht geht es darum, sich der Verrücktheit zu nähern, nicht indem man definieren will, was sie ist oder nicht ist, sondern durch ihre Auswirkungen: Das Reale zerlegt, zerfällt. In der Verrücktheit wird es unmöglich, mit dem mit Blut, Organen, Knochen und Scheiße befüllten Sack zurechtzukommen, der durch die Sprache zum befestigten Körper wird [*cuero-sujeto*]. Das ist es. Es *kann* ein Körper-Subjekt geben. Andernfalls gibt es Eingeweide, es gibt Mist, es gibt Millionen von Bakterien und Organismen, autonome Mikrozellen, die zusammenhalten durch etwas-was-nicht-ich-ist-aber-mit-mir-sind, oder ich bin bei denen, oder ich ist sie, oder mit ihnen oder ich es dran ... ich weiß es nicht mehr, ich werde verrückt ...

Der Blick der Wahrheit<sup>15</sup> wird als organischer Behälter funktionieren und ein Diskurs wird der Faden werden, der das zerstreute Fleisch vernäht, verflucht, den Schizo-Körper festhält. Das imaginäre Register in seiner ganzen Pracht und kraftvollen Konsistenz. Die Anderen Signifikanten und ihre effektive insti-/destituierende Kraft. Das Reale? in kleinen Portionen bitte.

Weil der Körper eine imaginäre Konsistenz hat, das heißt, weil man über ihn fantasiert, ist es nicht überraschend, dass er einen fremden Charakter hat. Die Sache ist, dass er nicht *zu* fremd wird. Eingriffe in den Körper (Tätowierungen, Haarimplantate, ästhetische Operationen, Amputationen usw.) stellen etwas Ähnliches dar, was mit der wahnsinnigen Produktion geschieht, oder um ein weniger pathologisiertes Beispiel zu verwenden, was mit den symptomatischen Bildungen im Allgemeinen passiert: Sie sind Arten und Weisen, Knoten zu machen. Zu knoten (und nicht nur Verknotung). Knoten ist das, was wir ständig tun, wir weben »Festhaltungsfelder«. Eher als Subjekt [*sujeto*], festgehalten [*sujeto*]. Manchmal *loco de atar*.<sup>16</sup>

In der Tat ist es wahnsinnig, wie Lacan sagt, den Penis mit dem Phallus zu verwechseln, aber dies ist nicht auf Verwirrung zurückzuführen, sondern eher auf eine Unabwendbarkeit, da es sich dabei um die Intensität handelt, die das Reale gewinnen kann, wenn die symbolische Distanz, die erlaubt, mich aufrechtzuerhalten, mich vom Anderen zu trennen, plötzlich gelöscht wird.

*Der durch die monströse Mischung verursachte Horror hängt mit der Tatsache zusammen, dass das Chaos in eine Kontinuität dessen versetzt wird, was durch die Wirkung des Symbolischen unterbrochen werden muss; durch das Wort in seiner Intermittenz, das wie ein Schalter dient, der das ständige Genießen ein- und ausmacht.*<sup>17</sup>

Das heißt, wenn die reale Komponente eines Elements aus den verschiedensten Gründen eine exzessive Intensität annimmt, *zu real* wird, ist es für das Subjekt buchstäblich unerträglich. Es ist genau an diesem explodierten Knoten – wenn wir den Knoten als Stütze des Subjekts verstehen –, wo ein *Zum-Akt-gedrängt-Sein* auftauchen kann, um bestenfalls weiterhin Teil an der Realität nehmen [*actuar en la realidad*] zu können. Die (wieder)herstellende Kraft des Sinthoms und die Beständigkeit, ohne große Ausbrüche, seiner stabilisierenden Funktion, verstanden als ein

Zugangsweg, ein Zugriff auf die Gemeinsamkeit (zuerst werde ich bedeutet, dann bin ich), scheint in enger Beziehung zu dem Platz des Anderen als Rückgrat der Wahrheit, als Schlüsselement der symbolischen Einschreibung zu stehen. Wäre es zu einfach zu sagen, dass im Spannungsfeld zwischen mir und den Anderen sich das potenziell verrückt machende Drama entfaltet? Das Konzept des sinthomatischen Ersatzes evoziert allerdings nicht das, was den Namen-des-Vaters als Eigentum ersetzen könnte, sondern vor allem, dass eine Ersetzung *per se* benötigt wird. Es ginge also um eine Ersetzung ohne Eigentum.<sup>18</sup> Die Herrschaft des Ödipus wird somit zu einer Referenz, deren universeller und unbestreitbarer Charakter stark relativiert werden darf. Die strukturalistische Falle ist, das Subjekt als (ein)geschlossenes System zu betrachten, das an seiner imaginären Konsistenz unausweichlich ankleben muss; während eine Produktion von Subjektivität mit ihrem fließenden Charakter, der ein »jedes Mal neu« erzwingt, eine gefährliche Abweichung darstellen würde, gelöst von Referenzen, Feind des Symbolischen.

Foucault bringt die Sache auf dem Punkt mit einer Fangfrage: Brauchen wir wirklich ein wahres Geschlecht?<sup>19</sup> Multiple Antworten darauf können wiederum nur singular sein. Das Wahre steht in der lacanschen Theorie in Bezug auf ein Funktionieren in der Realität<sup>20</sup>: Das Wahre ist das, was (ver)bindet. Vor einem solchen kraftvollen Geschehnis, das ist, dass das Subjekt »Festhaltungsfelder« und somit einen Sprech-Körper schafft, den es mit weniger Qualen bewohnen kann, verliert die Frage nach der Struktur, die Frage, ob es sich um eine »wahre« Transsexualität handelt, ob hysterisch oder psychotisch, tatsächlich an Relevanz.<sup>21</sup> Das vorherrschende Knotenparadigma in Lacans Theorie ab den 1970er Jahren löst die vorherigen klinischen Ausarbeitungen nicht ab, doch ordnet es sie notwendigerweise neu an. Vielleicht ist das Konzept des Subjektivierungsprozesses ein Werkzeug, das uns ermöglicht, ein subjektives, verschiedenartiges Kontinuum wie das Sprachwesen unter Berücksichtigung anderer Überlegungen zu betrachten. Die Fragenbrücke zwischen den Determinierungen des festgehaltenen Subjekts [*sujeto sujetado*] des psychoanalytischen Unbewussten und der Einladung zu einer ständigen, willentlichen De- und Rekonstruktion der Identität (wie manche queeren Dis-

kurse uns vorschlagen) kann lauten: »Warum wolle man entscheiden, diese, in diesem Moment, in dieser Position hervorgerufene Individualität zu behalten? Warum ein Subjekt *kreieren*?«<sup>22</sup>

Dieser komplexen, heterogenen, einzigartigen, lebendigen Verflechtung bieten wir Unterkunft in der Analyse; Raum, in dem es manchmal nicht ohne Schwierigkeiten gelingt, die Singularität zwischen Gewissheit und Gewissheit, zwischen agieren, agieren und agieren, zwischen Wahnsinn und wahnsinniger Machtlosigkeit herauszuhören. —

- |   |  |
|---|--|
| <p>1) Greber, Daniel: »Suplencia sin Titularidad«. In: Morales, Helí &amp; Greber, Daniel (Hg.): <i>Las suplencias del nombre del Padre</i>. México 1998: Siglo XXI, S. 36</p> <p>2) Preciado, Paul: <i>Manifiesto Contrasexual</i>. Barcelona 2011: Anagrama, S. 197</p> <p>3) Krafft-Ebing, Richard: <i>Psychopathia Sexualis</i> (1903). München 1984: Mathes und Seitz</p> <p>4) In verschiedenen queeren Kreisen höre ich, »Transsexuell« sei ein veralteter Begriff, da Trans gar nichts mit Sex zu tun hätte.</p> <p>5) Lacan, Jacques: <i>El Seminario, Libro 23</i> (1975–1976). <i>El sinthome</i>. Buenos Aires 2006: Paidós, S. 53</p> <p>6) Nadaud, Stéphane: <i>Fragmento(s) Subjetivo(s)</i>. Buenos Aires 2017: Cactus, S. 78. Meine Hervorhebung</p> | <p>7) Zu dieser letzten Frage vgl. die These von Marco Antonio Coutinho Jorge und Natália Pereira Travassos im Text <i>Die transsexuelle Epidemie</i> (auch in diesem Band veröffentlicht).</p> <p>8) Runte, Annette: »Das Geschlecht der Engel. Zur Theorie des Transsexualismus in der Lacan-Schule (M. Safouan, A. Faure-Oppenheimer, C. Millot)«. In: <i>Psyche</i>. 1985, 39. Jg., Heft 9, S. 834</p> <p>9) Begriffsklärung: Hier wird im ganzen Text Agieren [<i>Actuar</i>] nicht als <i>acting out</i>, sondern als Synonym von Handeln verwendet, damit die sprachliche Zusammenhang zum Akt [<i>Acto</i>] nicht verloren geht und somit die entsprechenden Resonanzen. »Actuar« bedeutet im Übrigen noch dazu »so tun als ob«.</p> <p>10) Preciado, <i>Manifiesto Contrasexual</i>, S. 132</p> |
|---|--|

- 11) Lacan, Jacques: *El Seminario, Libro 19 (1971–1972). ...o peor*. Buenos Aires 2012: Paidós, S. 17
- 12) Khammar, Cristina: »Cuerpo, Sexo, Género«. In: R., Appel et al. (Hg.): *El Cuerpo: El psicoanálisis frente al orden biológico*. Buenos Aires 1993: Kliné, S. 53
- 13) Der Verweis spielt auf den Kontext des argentinischen Revue-Theaters an, bei dem die Protagonistinnen, die Vedettes, den Einsatz von plastischer Chirurgie ins Extrem getrieben, um »Die eine Frau« zu verkörpern. Die Beziehung zwischen dieser Praxis, dem Begehren des Anderen, ihrer Legitimation im Cis-Gender- und Pathologisierung im Trans\*Gender-Rahmen, ist der Rede wert.
- 14) »Nun, jeder wahre Akt im Sinne Lacans ist, sozusagen, ein ›Selbstmord des Subjekts‹; Wir können es in Anführungszeichen setzen, um anzuzeigen, dass es aus diesem Akt wiedergeboren werden kann, aber es wird auf eine andere Weise wiedergeboren. Das ist das, was ein Akt an sich ausmacht: das Subjekt ist nicht mehr das Gleiche wie zuvor. Das ist, was den Begriff der Mutation rechtfertigt, und hier gehe ich darüber hinaus, bis zum Begriff des Selbstmords. Vielleicht passt das besser zu euren Ohren, wenn ich sage, dass jeder legitime Akt, jede Handlung, die nicht nur Agitation, Bewegung, Motorentladung ist, jeder wirkliche Akt, jeder prägende Akt, jeder Akt, der zählt, Transgression ist.« Miller, Jacques-Alain: *Observaciones sobre su concepto de pasaje al acto*. <http://nel-medellin.org/miller-jacques-alain-jacques-lacan-observaciones-sobre-su-concepto-de-pasaje-al-acto/> (15. 6. 2019)
- 15) *La mirada de verdad*: Blick der Wahrheit/Wahrer Blick
- 16) Kastilischer Ausdruck. Wörtlich: so verrückt, dass man befestigt werden muss.
- 17) Greber, *Suplencia sin titularidad*, S. 35
- 18) Ebd.
- 19) Foucault, Michel: *Herculine Barbin, llamada Alexina B.* (1985). Madrid 2007: TALASA, S. 11
- 20) Der in erster Linie pragmatische Charakter dieser Aussage soll vorsichtig vertieft und auseinandergenommen werden. Dazu folgender Literaturhinweis: Miller, Jacques-Alain: *El ultimísimo Lacan*. Buenos Aires 2013: Paidós
- 21) Manche Transkollektive brauchen und pflegen jedoch eine klare Definition/identitäre Abgrenzung.
- 22) Nadaud, *Fragmento(s) Subjetivo(s)*, S. 82

Rebecca Bock  
Johann-Johanna

Johann-Johanna  
Rebecca Bock

*Leute wie uns wird es immer geben, die gab's schon immer, das ist nichts Neues, aber wir können praktisch versuchen, in diesem Kontext das Verständnis für Leute wie uns zu verstärken, und zwar nicht aus Mitleid, sondern eben auf eine Weise, dass andere erkennen: »Ja, diese Leute haben Probleme, die suchen eine Lösung, die finden die Lösung*

*und die Lösung nehmen sie auch wahr, und das ist das Happy End«. Die Idee war, etwas für Kinder zu machen, damit sie Leute wie ... also Transsexuelle akzeptieren. Das größte Problem sind ja eigentlich Transsexuelle, die in der Übergangsphase sind, vor allem Mann-zu-Frau. Da fliegen Steine, da wird gespuckt und das muss beendet werden. Es lässt sich nicht von heute auf morgen beenden, das ist klar, auch nicht überall. Man muss das Bewusstsein ändern und das kann man nur schrittweise und das Märchen ist ein kleiner Schritt dazu. Wie ich das mache? Ganz einfach, wenn ich S-Bahn oder U-Bahn fahre und jemand guckt mich ganz blöd mit einem Kind an, gebe ich dann das Märchen rüber! (Aus einem Interview mit Rebecca Bock, geführt von Alejandra Barron)*

Es war einmal ein kleines Mädchen namens Johanna. Als es noch ein Baby war, wollte eine böse Fee von der Mutter das Mädchen haben und sie zu einer bösen Hexe machen. »Gib mir das Kind, sonst werde ich dich oder das Kind verfluchen!«, sagte sie. Die Mutter entgegnete »Nein, ich will keine böse Hexe in der Familie haben, egal, was du tust«. Die schwarze Fee sprach dann »Vernehme die Wörter meiner Zunge, aus dem Mädchen werde ein Junge!« Die böse Fee verschwand und die Mutter sah nach Johanna. Sie erschrak sehr, denn statt eines Mädchens lag dort auf einmal ein kleiner Junge. Die Mutter rannte schreiend zum Vater und erzählte ihm das. Der war ganz ruhig und so entschieden sie, das Kind als Jungen großzuziehen und nannten es Johann.

Johann wurde groß und merkte an sich, dass etwas verkehrt war. Denn verwünscht hatte die Fee den Körper, aber nicht die Seele des Babys. Jahrelang litt Johanna unter ihrem Aussehen. Sie wurde im Hort, Kindergarten und in der Schule gehänselt, denn dort trug sie Mädchenkleidung. Sie wollte lange Haare haben und schöne Kleider tragen, aber da die Eltern lieber Johann sahen, verboten sie es. Als Johanna erwachsen war, suchte sie jahrelang und eines Tages fand sie endlich, was sie gesucht hatte: einen Zauberer, der Johann zu Johanna machen konnte. Aber das wollte der Zauberer nicht sofort. Er verlangte von Johanna, erst zu beweisen, dass sie eben Johanna sei, denn sie sah immer noch wie Johann aus. So verwandelte sich Johann im Aussehen zu Johanna. Als sie zum Einkaufen zum Bauern ging, wunderte der sich sehr, denn er kannte sie als Johann. Er wollte erst nicht glauben, dass es Johanna war, denn sie hatte immer noch den Körper eines Jungen, den sie selbst hasste. So ging es tagaus und tagein, und sie litt sehr darunter, konnte sie doch nicht vollständig Johanna sein. Besonders schlimm war für sie, dass sie, wenn sie auf die Toilette musste, die anderen Frauen sie dort nicht sehen wollten. Bis zu dem Tag, als ihr es endlich alle erlaubten und Johanna als Frau sahen, die sie aber immer noch nicht war. Sie ging zum Zauberer, der alles durch seine magische Kugel gesehen und gehört hatte. Nun war er sicher, dass Johann in Wirklichkeit Johanna war. Er schickte sie zu einem anderen Zauberer, der die Kräuter besaß, die sie lange Zeit essen musste. Nach einer gewissen Zeit erwirkte er einen großen Zauber: »Retro, trans, tanz den Tanz der wilden Frau, sei die Frau die DU bist, GENAU!« Es funkelte und blitzte, Sternschnuppen flogen durch den Himmel, Glitter und Flitter flogen von den Bäumen und aus Johann wurde Johanna.

Nur einen kleinen Fehler hatte der Zauberer gemacht: Ihre Stimme veränderte sich nicht, sie blieb wie früher tief. Aber das war in Ordnung, denn der Rest war perfekt. So lebte sie bis zu ihrem Ende glücklich als Johanna und wenn sie nicht gestorben ist, lebt sie noch heute. —

Insa Härtel,  
Ulrike Kadi  
Ein Jahr filmen:  
(Trans-)Sexuelle  
Konstellationen

Konstellationen  
(Trans-)Sexuelle  
Ein Jahr filmen:  
Ulrike Kadi,  
Insa Härtel,

52 *Tuesdays* (AU 2013, R: Sophy Hyde) beginnt mit einem Close-up auf die 16-jährige Billie, mit deren Blick in die Kamera und den märchenhaften Worten »Es war einmal«:

*Once upon a time I had a mum who told me everything. I knew about her lovers and her break ups. We'd go to these parties and I'd notice strangers who were flirting with her ... I'd watch her life from under tables. I'd listen in from my bed ... we'd cuddle up and she'd tell me her thoughts about the world.* (ab 00:20, siehe Abbildung 1, Seite 90)

Die Kamera wird wieder abgestellt, Blackscreen. Der Zuschauende ahnt: Die Dinge sind so nicht geblieben. Mit Details wie z. B. ihrem tendenziell traurigen und nicht minder verführerischen Blick, dem Gestus ihrer Bewegung platziert sich Billie auf der kulturell als *weiblich* geltenden Seite – und kehrt ihrer Mutter gegenüber gleichsam das Kind hervor. Sie und ihre Mutter: Das war ein glückliches Gespann. Retrospektiv wird eine (nun wie »ausgeknipste«) ehemals heile Welt als verlorenes Objekt etabliert, eine imaginäre Einheit beschworen, in der das Geschlecht (mit Lacan gedacht) wenig Bedeutung hat.<sup>1</sup> Filmisch vorgreifend erfolgt eine Rückkehr zu einem zuvor vermeintlich märchenhaft vereinten »Ganzen« – nachdem es bereits zerfallen ist.

Für die Mutter James/Jane – welcher (mit etwas tieferer Stimme, einem burschikos anmutenden Auftreten ...) kulturell imaginär *weiblich* konnotierte Geschlechterstereotypen nicht im selben Ausmaß zur Verfügung stehen – ist, wie man wenig später erfährt, etwas immer schon auseinandergefallen, niemals heil gewesen: das längstens konflikthafte, hier nur mit Mühe »zusammengehaltene« Verhältnis Geschlecht/Gender, das sich nun in seiner Entzweiung zeigt. Jane/James ist offensichtlich mit der

Abbildung 1



Videostills (IH) aus *52 Tuesdays* (AU 2013, R: Sophie Hyde):  
DVD Salzgeber & Co. Medien GmbH.

Symbolisierung ihres/seines Gender<sup>2</sup> als weiblich nicht einverstanden. Sein/ihr Entschluss zu einer Geschlechtsangleichung soll zu einer anderen Art Stimmigkeit führen.

Es sind solche Spannungen von *auseinander* und *zusammen*, von Zerfall und Suche nach Verbundenheit oder Einklang, inmitten derer sich *52 Tuesdays* situiert.

Format: Dienstagsrahmen

Die bekenntnishafte Eingangsszene mit Billie als *talking head* – ausdrücklich ungeschminkt, mit direktem Blick in die Kamera – evoziert die Frage nach dem Genre des Films, insofern er übliche Spielfilmformatgrenzen verwischt. Auch im weiteren Verlauf greift *52 Tuesdays* dieses, eine direkte Beziehungsaufnahme zum Publikum suggerierende, und andere dokumentarische Stilmittel auf. Z. B. erfolgen mittels wiederholter Einblendungen Referenzen auf aktuelle Ereignisse (Bürgerkriege in afrikanischen Ländern, Untergang der Costa Concordia etc.). Weiterhin scheinen Parallelen zwischen *Rolle* und *Leben* der Laienschauspieler/innen gegeben – und es erfolgt eine parallele Social-Media-Einbindung des Publikums.<sup>3</sup>

Ein dokumentarischer Charakter wird auch dadurch unterstrichen, dass die 52 Dienstage auf mehreren Ebenen eine Rolle spielen. Sie bilden nicht nur den Titel des Films. Sie gliedern auch dessen Inhalt – *und* der Film kreist um eben jene 52 Dienstage und die mit ihnen verbundenen Konstellationen, Schwierigkeiten, Entdeckungen auch insofern, als er offenbar in der Tat an 52 Diensten gedreht worden ist. So wie sich die Filmcrew also ein Jahr lang einmal pro Woche versammelt hat, kommen in dem resultierenden Streifen Mutter und Tochter jeden Dienstag zusammen, um den angeschnittenen Faden nicht reißen zu lassen. Form und Inhalt verschränken sich; die Einjahresentwicklung der Protagonist/innen wird eins zu eins auf die Leinwand gebracht und das Geschehen damit – in einer für den Dreh eines Spielfilms zudem ungewöhnlich langen Zeit – »authentifiziert«. <sup>4</sup> Die jeweils eingblendeten Daten der 52 Dienstage erinnern an Konzeptkunst (z. B. On Kawaras *Date Paintings*) – Produktionen, in denen die

Form den Inhalt wesentlich mitbestimmt; ebenso lassen sich serielle Selbst-Repräsentationen assoziieren (etwa als *time-lapse selfie videos*) oder auch Reality-TV-Formate, in der die Kameras das Leben mehr oder minder prominenter Figuren Folge um Folge begleiten, inklusive monologisch-geständnishafter Video-Diaries.

Zusammengenommen wirken die Dienstagstreffen formal strukturbildend, nach Art eines sich wiederholenden Rhythmus aus Ab- und Anwesenheit (*fort/da*) – oder auch einem psychoanalytischen/-therapeutischen Setting vergleichbar. Innerhalb dieses Rahmens wirkt das Geschehen eher improvisatorisch und bleibt über weite Strecken in der Schwebelage: Vieles erscheint unabsehbar, kann aus den Fugen geraten, entgleiten. In Bezug auf den gezeigten Inhalt untergräbt der getaktete, immer wieder unterbrochene Filmdreh dialektisch jede »einheitliche« Gestalt und steht damit quer zu der im Vorspann entfalteten Wunschformation nach einer dualen Einheit. Das dramaturgische Spiel als Teil einer in Bildern symbolisierten Überformung eines imaginären Szenarios zu lesen, würde es gestatten, die Handlung als einen großen Traum der adoleszenten Billie anzusehen – einen Traum, in welchem sie synchron Momente ihrer eigenen sexuell-geschlechtlichen Entwicklung an sich vorüberziehen lässt. Die Mutter und ihr männliches Geschlecht ließen sich darin als Repräsentanten einer frühen *vereinigten Elternfigur* Billies lesen, der Geschlechtswechsel der Mutter als Teil einer mehrfältigen geschlechtlichen Orientierung der Tochter (auf diese kommen wir zurück). Einer solchen Deutung scheinen aber wiederum die dokumentarischen Schnipsel entgegenzustehen: als sollte durch die tagespolitischen Ereignisse eine Realitätsprüfung bestanden werden ...

Schließlich macht der Schluss eines Wiederezusammenfindens von Tochter und Mutter nach ziemlich genau einem Jahr – und zwar nach Streit und Kontaktabbruch – die Sache zu einer scheinbar doch »runden«, stimmigen, wieder fast märchenhaften Erzählung. Billie steht vor der Tür, James öffnet, Billie zählt die Sekunden auf der Uhr, tritt schließlich ein und ist »zurück«. Bei aller Ähnlichkeit mit einem Entwicklungsroman bleibt die Handlung ohne festes Ende, zukunftsbezogen: Billies letzte Filmworte lauten »Okay. I'm ready« (1:46:28).

Formal wie inhaltlich ist der Film von Dokumentationen des »Selbstwerdens« bestimmt: Mit filmischen Mitteln dokumentiert *52 Tuesdays* seine eigene Entstehung. Über den »Kurzschluss« von Produktion und Narrativ hinaus wird das Filmen selbst zum Teil der Erzählung, und zwar durch im Film auftauchende Videoaufnahmen (auf die wir im Folgenden eingehen werden): Der Aufnahmeturnus prägt den Inhalt, der wiederum auch das Aufnehmen selbst zum Thema hat.

James' Selbstdokumentationen (siehe Abbildung 2, Seite 94) präsentieren sich zukunftsbezogen. Er will die eigenen körperlichen Veränderungen dokumentieren (»This is my voice on testosterone – one week«; (26:48)). Die Videos dienen als Zeugnis der Transition sowie einer Beziehungstiftung. Es geht um Sichtbarkeit und soziale Beziehungen innerhalb der Community; und es geht um Billie: James will die zeitweise aus dem Zusammenleben ausgeschlossene Tochter doch an seinen Veränderungen teilhaben lassen, indem er ihr Videos von sich oder solche mit anderen Transmännern und deren Kindern zeigt. Dabei sind die Videos für Billie (die z. B. lange nichts von James' Geliebter wissen soll) durchaus zensiert und funktionieren somit nicht nur als Brücke, sondern erneut als partielle Ausschließung. Die lückenhafte Preisgabe durch James scheint dabei zunächst auf die geläufige Praxis von Eltern bezogen, gewisse Lebensbereiche gegenüber den eigenen Kindern auszusparen – was hier auch James' Versuch betrifft, zur Wahrung der elterlichen Position Krisen in der Transition der Tochter gegenüber nicht zu offenbaren. Darüber hinaus deuten die Aussparungen auch insofern auf die transsexuelle Position, als diese gesellschaftlich nicht nur häufig notgedrungen eine gewisse Geheimhaltung erfordert<sup>5</sup>, sondern auch grundlegend durch etwas nicht Sichtbares charakterisiert zu sein scheint, wenn sich mit ihr die Frage stellt: »What is like to not be seen the way that you feel?«<sup>6</sup>

Auf andere Weise als bei James überstürzen sich in und mit Billies Selbstdokumentationen die Bilder und Ereignisse, und diese Nach-außen-Wendungen stellen sich dar als Kombination. Zunächst finden sich (wie in der Eingangssequenz) Aufnahmen

Abbildung 2



in Video-Diary-Form zu den Jahresereignissen. Und wiederum erst nachträglich wird deutlich: Diese tagebuchähnlichen Sequenzen sind nicht einfach in den Film eingestreut, sondern auch Bestandteil der Narration. Das, was anfangs als zeitliche »Gradlinigkeit« oder »Unmittelbarkeit« der Umsetzung erscheinen kann, wird nicht zuletzt durch diese Selbstdokumentationen Billies ins Chaos gestürzt: Anders als etwa in der von James zunächst anvisierten »linear-fortschreitenden« Geschlechtsangleichung wird man hier beim Betrachten immer wieder über die Ebenen des gerade Betrachteten irritiert.

Neben den Video-Diary-Sequenzen werden ferner auch solche Aufnahmen gezeigt, die Billie von ihren sexuellen Explorationen mit den Teenagern Jasmin und Josh anfertigt. Nachdem sie die beiden anfangs heimlich beobachtet, bevor sie sie dann erkennbar filmt (während sie sie z. B. mit intimen Fragen konfrontiert), wird Billie dann auch selbst zum Teil der aufgezeichneten Szenen in wechselnden Konstellationen; die filmische Verfolgung des Objekts schreibt das Subjekt selbst in das Bild ein (was übrigens auch für das Publikum gilt). Gedreht an vorübergehend zur Verfügung stehenden Orten, in »gestohlener« Zeit und scheinbar »ohne Halt«, wirken Billies eigene Aufnahmen im Film eher »ungefiltert« als zensiert. Und im Unterschied zu James' Konzentration auf die für ihn im Zentrum stehende Transformation sind Billies filmische Explorationen vergleichsweise ungerichtet bzw. unentschieden hinsichtlich Objekt, Präferenz, Position. Ein triebhaft wirkendes Kreisen an Stelle des verlorenen Objekts und eine fiebrige Suche durch die Kamera: Formen werden ausprobiert, die Kamera ist Teil des Spiels, die Protagonist/innen werden zum Film verführt, ein Publikum antizipiert, die Erregung zeigt sich als medialisierte.

#### Mit den Augen des Anderen

In diesem kreisenden Treiben scheint Billie etwas zu suchen, wenn sie Josh und Jasmin filmt. Sie sucht es in den Gesichtern, den Haltungen, Positionen und Beschreibungen. Sie taucht selbst darin ein, und sie produziert für die Filmzuschauer/innen einen optischen Strom, der in diesem Strömen selbst wohl etwas von dem »Gesuchten« bereits gefunden hat. Dieses »etwas« lässt



Abbildung 3

sich zwischen Sexualität und Sexuellem, der infantilen Sexualität<sup>7</sup>, verorten und entspricht einem Übersetzungsvorgang: Billie versucht Sexuales in Sexuelles zu übersetzen und erprobt es dabei. Die drei Teenager fokussieren Erfahrungen auf einer körperlich konkreten Ebene: Wie schmeckt ein Kuss? Wie schmeckt eine Vagina? Wie fühlt es sich an, wenn der Penis in die Vagina dringt?

Das Sexuale ist raumgreifend, sucht Spannung (nicht Spannungsabbau), verdankt sich Phantasieobjekten<sup>8</sup> wie beispielsweise phantasieumflorten Löchern am eigenen oder fremden Körper. Es bildet einen ständigen Überschuss. Bei Lacan hat das sexuelle Reservoir, dem eine potenzielle Vervielfältigung von geschlechtlichen Positionen nicht zuletzt ihre Dynamik verdankt, andere Namen.<sup>9</sup> Es verbirgt sich im *Realen*, insofern es nicht benennbar, nicht fassbar ist, nur erlebbar scheint. Es wird aufgerufen, wo sich Partialtriebhaftes konstellierte, etwa dort, wo sich Blicke und Bilder organisieren. In *52 Tuesdays*, das lässt sich sagen, prägen dabei die sexuelle Lust und das zugehörige Genießen des Sehens/Gesehenwerdens bzw. Filmens/Gefilmtwerdens das Spiel und machen so die mediale Vermitteltheit auch dieser Erfahrungsformen deutlich. Filme fungieren dabei sowohl als Blickquellen wie als Blickfallen.

Die »Übersetzung« in sexuelle Positionen, die hier im Spiel ist, ist keine leichte Aufgabe, denn das Sexuale widersetzt sich beständig einer Integration. Würde man sich den vielförmigen Darbietungen von Billie & Co mit einer dem frühen Lacan geschuldeten Perspektive nähern, dann würde man wohl versuchen, ihnen einen diskreten symbolischen Wert zuzumessen<sup>10</sup>: *phallisch* oder *nicht-phallisch*. Organe wie Klitoris oder Penis fungieren dabei ausschließlich als Platzhalter für die Symbolisierung von Ab- oder Anwesenheit.<sup>11</sup> Die Eingliederung körperlicher Zustände und Erlebnisse in eine als Gender erfahrene Gesamtheit, die als *weiblich* oder *männlich* symbolisiert wird, erfolgt in diesem Modell gewissermaßen sprunghaft. Weniger Billie als James macht ernst mit diesem Sprung, indem er sich mit dem Beginn einer hormonellen Behandlung auf die Seite derer begeben will, die nicht *Phallus sein* können, sondern *Phallus haben*. Hierzu durchaus passend werden James' Genitalien – anders als die Brüste – im Film nicht wichtig. Eine Ausnahme besteht in einer Postsendung

mit einem Plastikdildo, den die Tochter spielerisch anprobiert, was eine Art artifizieller Übertragbarkeit eines »Habens« akzentuiert. James wird zu einem Mann im lacanschen Sinn dadurch, dass für das »Phallus haben« dessen konkrete, auf chirurgischem Wege herstellbare Gestalt keine Rolle spielt: Um den Phallus »haben« zu können, versucht er, sich eine Reihe als »männlich« geltender Signifikanten zu verschaffen (*Stimme, Behaarung, Muskeln ...*), die – zwar einer Materialisierung dienend – jedoch nicht an »das Organ« gebunden sind bzw. den Phallus nicht verkörpern können.

Anders als Lacan plädiert Laplanche später für eine Vervielfältigung symbolischer Optionen. Er sieht durchaus die Möglichkeit »geschmeidigere[r], vielfältigere[r] und ambivalenterer[r] Symbolisierungsmodelle«. <sup>12</sup> Denn psychoanalytisch beziehen sich Geschlecht und Gender auf eine *phantasmatische Anatomie*, die wiederum mit dem, was landläufig als das anatomische Geschlecht bezeichnet wird, wenig zu tun hat, und zugleich nicht ohne Bezug zum Körper zu denken ist.<sup>13</sup> Die Symbolisierung mithilfe einer zweiwertigen phallischen Logik, die nur An- oder Abwesenheit zu bezeichnen erlaubt, stützt sich Laplanche zufolge auf eine illusionsreiche Ideologie hinsichtlich des Kastrationskomplexes und erscheint keineswegs unumgänglich.<sup>14</sup>

Auch wenn Lacan später die Engführung auf einen determinierenden leeren Signifikanten aufgibt und er mehr als zwei Orte auf zwei Seiten beschreibt<sup>15</sup>, steht eine soziale und symbolische Vervielfältigung von geschlechtlichen Positionen – möglicherweise auch aus historischen Gründen – nicht im Zentrum seiner Beschreibungen. Lacan war es wichtiger, einen *unlösaren* Konflikt, nämlich die Unmöglichkeit einer sexuellen Relation darzulegen, indem er beispielsweise in seiner Sexuierungsformel zwei intern unterschiedliche und nicht symmetrisch aufeinander bezogene Positionen darstellt, die deutlich machen, dass »der Trieb [...] nicht auf natürliche Weise in das Verhältnis der Geschlechter eingeschrieben ist.«<sup>16</sup> Eine gesamthafte Vereinigung von Partialtriebhaftem unter ein, auf das »Andere Geschlecht«<sup>17</sup> bezogenes genitales Primat ist unsicher. Und so rücken bei Lacan mehr und mehr fluktuierende Aspekte eines Genießens mit geschlechtlichen, wenn auch nicht genital organisierten Anklängen in den Vorder-

grund. Angesichts eines allgemeinen Bedeutungsverlusts des Phallus (und mit ihm der symbolischen Fundierung des sogenannten großen Anderen) lässt sich dieses Genießen in seiner partialtriebhaften Qualität nur individuell sinthomatisch organisieren. Filme als mögliche Konglomerate partialtriebhaften Genießens können sich mit ihrer Herstellung von Bildern und Blicken als Fabriken geschlechtlicher Vielfalt erweisen. Sie werden selbst zu Mitteln der Geschlechtszuweisung. Das ist der Hintergrund, vor dem sich James mittels der filmischen Darstellung seiner Transition auch von Billie erwartet, dass diese ihm ein männliches Geschlecht zueignet.<sup>18</sup> Eine Hoffnung, die so allerdings nicht in Erfüllung gehen wird.

#### Kontrollverlustproduktionen

Gerade die »selbstverfilmenden« Videoaufnahmen werden in *Tuesdays* zum Problem. Die mit ihnen verbundene Vorstellung, etwas »im Kasten« oder »im Griff« zu haben, scheitert. Im Falle von Billie mutieren ihre eben noch lustvoll genossenen Aufnahmen zu kulturell überaus aufgeladenen und brisanten »kinderpornografischen« Verdachtsmomenten, indem sie in der filmischen Narration in Hände geraten, für die sie nicht gedacht waren (siehe Abbildung 4, Seite 99). Die vom sexual-sexuellen Übersetzungsprozess angereizte Bild- und Blickproduktion ruft den Anderen u. a. in Gestalt der beteiligten Eltern auf den Plan. In ihrem Verbot spiegelt sich die paradoxe Entstehung des Sexualen wider: Es ist sexual, weil es verboten ist, und verboten, weil sexual.<sup>19</sup>

Billies Beziehungen zu den Erwachsenen wie zu den beiden Filmpartner/innen erscheinen dadurch weitreichend gefährdet. Diese Entwicklung ist nicht zuletzt Jasmin geschuldet, durch die die ihr übermittelten Bilder an die nicht vorgesehenen Adressat/innen geraten. Von Jasmin scheint im Film verschiedentlich eine differenzeinführende Perspektive auszugehen: Sie relativiert Billies Probleme durch einen »Außenbezug« (z. B. äußert sie einmal: »There are worse things in the world than having a mom that wants to be someone«; 1:36:11). Damit unterbricht sie die von Billie ausgehenden lustvoll-selbstbezüglichen Tendenzen<sup>20</sup> – wenn es manchmal wirkt, als versuche die von der Mutter *ausge-*

Abbildung 4



*stoßene Tochter* mit der triebhaft einbezogenen Kamera einen neuen virtuellen »Innenraum« zu umkreisen. Doch die Unterbrechung wird nicht einfach nur »von außen« vollzogen, sondern entwickelt sich aus der sich quasi verselbstständigenden Dynamik des »dokumentierenden Filmes« selbst. Ein Außen lässt sich nicht dauerhaft ausschließen. Die Filmemacherin hat die Zirkulation ihrer Aufnahmen nicht im Griff, diese lösen sich aus dem antizipierten Rahmen, gelangen ungeschützt an »Unbefugte« (an Billies Onkel Harry, die Eltern ...). Billie ist nun (wie früher James) spürbar damit konfrontiert, dass etwas nicht öffentlich werden sollte. Vor den Augen des Publikums werden Teile dieses Films im Film gezeigt, der der Narration gemäß gerade nicht für die Öffentlichkeit bestimmt ist, Unbehagen auslöst und der einen doch adressiert.

Ebenso ließe sich sagen, dass es genau wie bei James um ein Öffentlich-Werden gerade geht bzw. dass Billies »gefährdende« Videos, *indem* sie anderswo landen, ihren Bestimmungsort schicksalhaft erreichen. Denn dadurch dass Billie filmt und filmt, versucht sie den Blick des Anderen zu erhalten bzw. diesen Blick zu lokalisieren. Dieser Blick wird in der Narration insbesondere verkörpert durch die Mutter/James, die/der Billie aus ihrem/seinem Sichtfeld ausgeschlossen hat. In diesem Verlangen scheint Billie die »selstdokumentierend« gedrehten sexuellen Szenen, die offenbar über übliche Grenzen gehen, durchaus für eben die Mutter/James aufzuführen – um ihr/ihm zu gefallen, ihn/sie zu provozieren, seinen/ihren Blick zu gewinnen. Sobald der »erwachsene« Blick aber tatsächlich auf das Gedrehte fällt, wird die Hingabe an die und in den Bildern als Entdecktes zum Obszönen und führt durch James' Forderung, das Band zu zerstören (d. h. es einmal mehr *durchzuschneiden*) zu einer (wohl als Strafe wahrgenommenen) ultimativen Zurückweisung.

Auch bei James haben die »Selbstverfilmungen« ein enttäuschendes Resultat: Die mit der Hoffnung auf eine zukünftige Identifikation mit dem Spiegel- oder eben Videobild verbundenen Aufnahmen können die erwünschte Transformation (die in organisch körperlicher Hinsicht infolge einer Hormonunverträglichkeit unmöglich geworden ist) nicht dokumentieren. Das sich somit in James Körperbild verkörpernde »Scheitern« wird auch von der Tochter zum Thema gemacht (»You look exactly the same!

[...] I thought you were going to become a man«; ab 1:25:47). James' Aufnahmen scheinen damit Billie als Adressatin nicht zu erreichen. Deren anscheinende Weigerung, die Transition der Mutter anzuerkennen, verweist auf mindestens zweierlei: auf die immer schon verlorene, imaginär-duale Einheit zwischen Mutter und Tochter wie auf die ausstehende symbolische Verankerung der neuen mütterlichen Geschlechtsidentität.

James muss sich (auch wenn etwa die Brust-OP vorgenommen wird) von der Vorstellung einer (stets imaginären) »Stimmigkeit« verabschieden – was ihm nach Bestürzung und Absturz nicht zuletzt durch eine Trans-Sozialität auch gelingt: Er gewinnt eine Transgenderidentität, indem er auf einen Richtung Perfektion tendierenden transsexuellen Wunsch zugunsten eines *closer alignment*<sup>21</sup> partiell verzichtet. Neben James' eigenem Verzicht ist es der Zueignungsschritt aus dem engen *Soziuskreis*<sup>22</sup>, im Film beispielhaft als Akzeptanz der Transition durch seinen Exmann Tom (1:43:24), der James' Transgenderidentität symbolisch festigt.

#### Wie symbolisieren?

Für James/Jane ist sein/ihr Gender mit dem sprachlichen Ausdruck *wieblisch* nicht symbolisier- und organisierbar.<sup>23</sup> Er/sie erlebt das ihm/ihr vormalig durch Andere zugeeignete Geschlecht als ich-dyston. Der Funktion des Anderen kommt in der geschlechtlichen Organisation des Sexuellen ein doppelter, nämlich ein zeitlicher und ein konstitutiver Vorrang zu – als Agent einer zeitlich vorausgehenden, aus vielen einzelnen Handlungen bestehenden, geschlechtlichen Markierung des Subjekts<sup>24</sup> und als ein Adressat für eine notwendige Anerkennung des eigenen Geschlechts. Im zweiten Fall fungiert der Andere als ein Ort, an welchen sich das Subjekt wenden kann, um Zugang zum jedenfalls unerreichbaren Phallus zu finden.<sup>25</sup> Da geht es um das Moment eines Sich-Einreihens bzw. der Wahl eines eigenen Ortes: »Man reiht sich hier ein, in summa, durch Wahl – frei den Frauen« sich auf »der Seite, wo sich einreihet der Mann«, zu platzieren.<sup>26</sup>

In *52 Tuesdays* entfalten sich tatsächlich beide Perspektiven: James, bei dem im Film im Dunklen bleibt, welchen unbewussten Zueignungen sich sein Gender verdankt, scheint zunächst deut-

licher das zweite, von Lacan formulierte Moment einer subjekt-konstitutiven *Wahl* in der Symbolisierung des Geschlechts zu verkörpern. Freilich wäre es ein Irrtum zu glauben, James könne sich bei dieser Wahl autonom gegenüber den Zueignungen verhalten. Die Narration macht deutlich, dass er auf die Zueignung seines Geschlechts durch andere angewiesen bleibt.<sup>27</sup>

Billie, deren Konflikte zur Klärung ihres Gender bzw. ihrer sexuellen Präferenz ins Scheinwerferlicht rücken, ist mehr mit einer Übersetzung ihrer Erfahrungen des – andrängenden, sich aufdrängenden – Sexualen beschäftigt bzw. mit den vorausliegenden Zueignungen durch den Anderen. Ihr Kameraeinsatz macht mehr noch als James' Verfilmungen aufmerksam darauf, dass der Übersetzungsprozess, der sich für Billie vornehmlich in Auseinandersetzung mit dem Blick und seinem Träger vollzieht, durch das Sexuale und seine partialtriebhaften Abkömmlinge wie den Blick mitgestaltet wird. Durch Billies Filmen rücken fluid-genießeri-sche Fassungen des Geschlechts ins Bild. Das Sexuale kennt keine scharfen Übergänge. Unterschiede finden sich in ihm gleichwohl: Schauen ist nicht dasselbe wie Angeschautwerden, Tasten fühlt sich anders an als ein Blick, Küsse auf den Mund sind keine vaginalen Penetrationen usw.

Wie sexuelle Unterschiede im Übersetzungsprozess symbolisch gefasst werden, steht gegenwärtig soziokulturell wie in der psychoanalytischen Theorie zur Diskussion. Einerseits scheint die Rede von *der* Geschlechterdifferenz angesichts der Vielfalt der Unterschiede eine vereinfachende Verkürzung im Symbolischen darzustellen. Denn es ist nicht eine einzige Differenz, sondern eine Vielzahl von Differenzen, die es zu fassen gilt und die sich einer Versämtlichung doch stets auch entziehen. Andererseits besteht eine dabei immer wieder ins Spiel gebrachte Divergenz zwischen dieser Zugangsweise und einer, die das Reale im lacan-schen Sinn fokussiert.<sup>28</sup> Bei der Geschlechterdifferenz ist ihre Unfassbarkeit mitzudenken. Anders gesagt: In jeder »Identität« bleibt etwas, was sich nicht aneignen, ja nicht einmal fassen lässt. Als Korrektiv für die Annahme der Möglichkeit eines bruchlosen Aufgehens im einen oder anderen Geschlecht ist es zweifellos wichtig, auf diese Spannung hinzuweisen: als jene Differenz, »welche die Identität des jeweiligen Geschlechts im Innersten

durchschneidet und es mit dem Zeichen der Unmöglichkeit stigmatisiert.«<sup>29</sup> Es stiftet allerdings vor allem Verwirrung, diesen Aspekt zusammenfließen zu lassen mit den oben genannten erfahrungsbezogenen geschlechtlichen Differenzen, die im Übersetzungsprozess für Billie in der Aneignung ihres Gender eine Rolle spielen. Denn bei der sexuellen Differenz als einer »realen« *inneren Grenze* geht es um etwas unausweichlich Unlösbares, was das Subjekt – man könnte nun ergänzen: *transgender* oder nicht – durchzieht bzw. konstituiert.<sup>30</sup> Insofern ist bei der Rede von *der* Geschlechterdifferenz weniger an eine *differentielle Differenz* zu denken, nicht an je eine Identität von etwas, das »sich aus der Differenz zum jeweils anderen ergibt«<sup>31</sup>, sondern eher an eine inhärente Durchkreuzung von Identität, an eine »Inkonsistenz des Einen und dessen Verschiebung in Bezug auf sich selbst«. Diese wird in *52 Tuesdays* eher an der Figur James und deren Verabschiedung imaginärer »Stimmigkeit« verhandelt, sodass sich die theoretische Spannung auch im Film entfaltet.

Zu Beginn kann *52 Tuesdays* wie ein Film über transsexuelle Identitäten wirken, später dann wie einer über *Transgender-Realitäten*. Dennoch ist *52 Tuesdays* kein Film *über Transgender*. Vielmehr wird in ihm deutlich, dass *Trans* ein Phänomen ist, das sich nur fassen lässt, wenn über die Frage geschlechtlicher Identifizierung hinaus andere Konstellationen einbezogen werden. Dann zeigt sich einerseits, dass ein Sehnen nach Übereinstimmung, Unmittelbarkeit, einer verfügbaren Ein- und Ausschließung bzw. einer »erfüllenden« Einheit keineswegs spezifisch für Zusammenhänge ist, die das Geschlecht betreffen, sondern als Thema – wie der Film selbst – viel weiter reicht (beispielsweise in das Verhältnis zwischen Mutter und Tochter, *filmmaker* und *filmed*, Körper/Geschlecht, Inhalt/Form). Andererseits wird die Tragweite der Aufgabe sichtbar (auch für die psychoanalytische Theorie), adäquate Beschreibungsweisen und Modelle zu etablieren, um Transphänomene zu erfassen. Und schließlich ist, wie *52 Tuesdays* zeigt, unbedingt einzubeziehen, dass die Geschichte dieses *Trans* nicht einen einzigartig-isolierten, sondern einen nicht separierbaren Strang des sich manifestierenden und in nahezu jeder Hinsicht spannungsgeladenen sexuell-geschlechtlichen Geschehens bildet. Der Film macht es unmöglich, sich als Publikum in einem

»Jenseits von *Trans*« vorzustellen – als ein Publikum, dem der Film und seine (medialen, narrativen und sexuellen) »Botschaften« ebenso *zugeeignet* werden, wie es sich im Verhältnis dazu »platiert«. —

- 1) Dazu: Kadi, Ulrike: »Das Geschlecht des Bildaktes«. In: *Zeitschrift für psychoanalytische Theorie und Praxis*. 2013, 28/1/2013, S. 61–74
- 2) Vgl. Laplanche, Jean: »Gender. Geschlecht. Sexuales.« In: *Forum der Psychoanalyse*. 2008, 24. Jg., S. 111–124, hier S. 111
- 3) »From the beginning of 52 Tuesdays' development, Closer Productions sought to build public interest in the project through festival participation and social media.« (Murray, Virginia; Johanson, Katya: »The cut-through concept: 52 Tuesdays, festivals and the distribution of independent Australian films.« In: *Studies in Australasian Cinema*, 2015, 9:1, S. 52–65, hier S. 57
- 4) Die Struktur der wöchentlichen Filmdrehtage ist der Entwicklung des Plots offenbar vorausgegangen: »[T]he idea of filming only on 52 Tuesdays came first«. Hyde, Sophie: *INTERVIEW: 52 Tuesdays director Sophie Hyde talks Sundance bit*. 2015. Online: <https://www.glaad.org/blog/interview-52-tuesdays-director-sophie-hyde-talks-sundance-hit> (4. 12. 2018)
- 5) Vgl. auch die Szene, in der Billie ihre Mutter zum Psychiater begleitet und dieser erst durch Billie von den Problemen zwischen ihnen erfährt (ab 1:00:13).
- 6) Hyde nach Dooley, Kath: *A promise of change: 52 Tuesdays* (2013) – *a case study of collaborative, low-budget feature-filmmaking practice*, *Studies in Australasian Cinema*. 2014, 8:2–3, S. 158 in anderem Kontext
- 7) Vgl. Laplanche, *Gender*, S. 112
- 8) Vgl. ebd., S. 123
- 9) Das phallische und das andere Genießen gehören hierher. Vgl. Lacan, Jacques: *Le Séminaire, Livre XX. Encore (1972–1973)*. Paris: Seuil 1975, S. 99
- 10) Vgl. Lacan, Jacques: »Die Bedeutung des Phallus«. In: ders.: *Schriften II*. 3. korr. Aufl. 1991. Weinheim, Berlin 1958: Quadriga, S. 119–132, hier S. 131
- 11) Vgl. ebd., S. 126
- 12) Laplanche, *Gender*, S. 122 f.
- 13) Vgl. ebd. S. 116, S. 122
- 14) Vgl. ebd., S. 121
- 15) In seiner Sexuierungsformel (Lacan, *Encore*, S. 99) finden sich fünf Positionen für das, was bei Laplanche *Gender* genannt ist: zwei auf der männlichen Seite und drei auf der, welche zu der nicht-existierenden Frau gehört. Die Positionen, die für geschlechtliche Identifizierungen zur Verfügung stehen, verbinden sich mit Konstellationen gegenüber dem Objekt oder vonseiten des Objekts. – Auf der Seite des Mannes heißen sie »Subjekt« und »Phallus«, auf der anderen Seite ist hinter dem Objekt a, welches als Zielpunkt des männlich konnotierten Subjekts fungiert, ein durchgestrichenes »Die« zu lesen, das als Ausgangspunkt zweier objektaler Bezugnahmen gekennzeichnet ist, nämlich auf den Phallus der männlichen Seite und auf eine Struktur, in der sich sogenanntes anderes, weibliches Genießen auf einen göttlichen Anderen richtet.
- 16) Miller, Jacques-Alain: »Kommentar zu Lacans Text.« In: Kupke, Christian (Hg.): *Lacan. Trieb und Begehren*. Berlin 2007: Parodos, S. 19–25, hier S. 19
- 17) Ebd.
- 18) Vgl. Laplanche, *Gender*, S. 120
- 19) Vgl. Laplanche, *Gender*, S. 114
- 20) Dieser selbstbezügliche Eindruck kann beim Betrachten trotz des Einbeziehens globaler Geschehnisse und trotz des inhärenten distanzierenden Moments beim Videodrehen entstehen.
- 21) Vgl. Coffman, Chris: »Žižek's Antagonism and the Futures of Trans-Affirmative Lacanian Psychoanalysis.« In: *Transgender Studies Quarterly*. 2017, 4. Jg., Heft 3/4, S. 472–496, hier S. 491
- 22) Dazu: Laplanche, *Gender*, S. 120
- 23) Vgl. ebd., S. 111; S. 120. Die deutsche Übersetzung von *Gender* als »soziales Geschlecht« ist dabei nicht wirklich passend (vgl. Laplanche, *Gender*, S.116), insofern sie allzu eng an soziokulturelle Vorgaben einer »männlich-weiblichen Polarität« (Gherovici, Patricia: *Please Select Your Gender*. New York, London 2010: Routledge, S. XIV) gebunden bleibt.
- 24) Vgl. Laplanche, *Gender*, S. 119
- 25) Vgl. Lacan, »Die Bedeutung des Phallus«, S. 129
- 26) Vgl. Lacan, *Encore*, S. 99
- 27) Vgl. dazu auch Kadi, Ulrike: *Strumpfhosenverbot. Psychoanalytische und phänomenologische Bemerkungen zum Geschlechtswechsel*. 2002. Online: <http://sammel-punkt.philo.at/106/> (10. 1. 2019)
- 28) Damit ist angesprochen, »dass sie »unmöglich« ist – sie lässt sich unmöglich symbolisieren oder als symbolische Norm formulieren« (Žižek, Slavoj: *Weniger als nichts. Hegel und der Schatten des dialektischen Materialismus*. Frankfurt am Main 2016 [2012]: Suhrkamp, S. 1016). Vgl. dazu auch Härtel, Insa: *Symbolische Ordnungen umschreiben. Autorität, Autorschaft und Handlungsmacht*. Bielefeld 2009: transcript
- 29) Žižek, *Weniger als nichts*, S. 1033, vgl. insgesamt auch 1012 ff.
- 30) Vgl. dazu in anderem Zusammenhang auch Härtel, Insa: *Es zeigen. Seltene Arten, Sexualität, Sichtbarkeit (zu Lucía Puenzos XXY)*. In: Parfen Laszig, Lily Gramatikov (Hg.): *Lust und Laster – Was uns Filme über das sexuelle Begehren sagen*. Berlin 2017: Springer-Verlag, S. 221–235. An anderer Stelle kommt es auch zu Versuchen, die »Sackgasse im Realen« aus der sexuellen Verklammerung zu lösen, vgl. etwa Coffman: »[T]he »antagonism« in the »real« [...] may be »unavoidable,« but its consequences are not inalterable, nor need the difference it concerns necessarily be sexual« (Coffman, *Žižek's Antagonism*, S. 477).
- 31) Žižek, *Weniger als nichts*, S. 1048
- 32) Ebd. 1048 f.

Marco Antonio  
Coutinho Jorge,  
Natália Pereira Travassos  
Die transsexuelle  
Epidemie: Hysterie im  
Zeitalter von Wissenschaft  
und Globalisierung?

Marco Antonio  
Coutinho Jorge,  
Natália Pereira Travassos  
Die transsexuelle  
Epidemie: Hysterie im  
Zeitalter von Wissenschaft  
und Globalisierung?

In den letzten Jahrzehnten haben Manifestationen im Zusammenhang mit Transsexualität in beeindruckender Weise zugenommen. Was einst ein seltenes psychiatrisches Bild war, ist heute in der gesamten Kultur – von der Psychotherapeutenpraxis bis zur Telenovela – allgegenwärtig. Wenn wir in unsere Suchmaschine »berühmte Transgender« eingeben, steht an erster Stelle der Eintrag »10 berühmte Transgender«, der Trans-Männer und -Frauen aufführt, die in den Medien immer präsent sind. Die Schlagzeile behauptet: »Mit einem bestimmten Geschlecht

geboren zu werden und sich nicht damit zu identifizieren, ist das Drama vieler Menschen.«<sup>1</sup>

Dieser generalisierende Satz, der vor einigen Jahrzehnten nicht gehört werden konnte, ohne bei den meisten Menschen Unbehagen zu verursachen, kann heute ohne weiteren Schrecken ausgesprochen werden. Was ist geschehen, dass mittlerweile die Geburt mit einer weiblichen Seele in einem männlichen Körper (und umgekehrt) auf der ganzen Welt als Umstand anerkannt wird, der von der gesamten Medizin Unterstützung und Anreiz erhalten muss, um die Veränderung der körperlichen Anatomie durchzuführen und zu beobachten?

Dieser Artikel erforscht diese und andere Fragen durch die Psychoanalyse. Wir werden sowohl einige Elemente der Transsexualität und ihrer Manifestationen ansprechen als auch die von der Psychoanalyse konzipierte Struktur des Subjekts anhand der Beiträge von Jacques Lacan zum Werk von Sigmund Freud untersuchen. Die Hysterie nimmt hier einen privilegierten Platz ein, und wir werden aus der Geschichte ihrer Epidemien, die im Laufe der Jahrhunderte aufgezeichnet wurden, sehen, wie die Hysterie – die Grundstruktur des Subjekts – die Macht hat, radikale Fragen

über das Rätsel sexueller Unterschiede zu stellen. Viele Forscher, darunter Sônia Leite<sup>2</sup> und Denise Maurano<sup>3</sup>, haben bereits den Platz der Hysterie in der heutigen Zeit untersucht. Unsere Hypothese ist, dass sie sich nicht nur, aber maßgeblich durch Phänomene im Zusammenhang mit Gender [*genero*] manifestiert. Die gegenwärtige epidemische Häufigkeit von Transsexualitätsfällen lässt vermuten, dass es die wichtigste moderne Form der Hysterie sein kann. Sie wird in der Begegnung mit den medizinischen Wissenschaften hervorgerufen, wo die Konflikte des Subjekts mit seinem/ihrem Geschlecht [*sexo*] reduziert und banalisiert und Patient\*innen aufgehetzt werden, ihr Heil in sogenannten Transsexualisierungsprozessen zu suchen

### Das Rätsel der Hysterie

Die Hysterie besitzt eine wechselhafte Geschichte und wir fragen uns, was diese polymorphe Pathologie bedeutet, die die unterschiedlichsten Erscheinungen in verschiedenen Perioden annimmt.<sup>4</sup> Wie Sydenham erklärte, »sind die Formen von Proteus und die Farben des Chamäleons nicht zahlreicher als die verschiedenen Aspekte, unter denen Hysterie auftritt.«<sup>5</sup> Der »migratorische« Charakter ihrer Symptomatologie wurde in den ersten Studien der antiken Medizin herausgestellt und ihr richtiger Name hat das Verdienst, mit dem Uterus in Verbindung gebracht zu werden – *Hysteros* auf Griechisch – und danach mit der weiblichen Sexualität. Hippokrates und später Galen sprechen vom »wandernden« Uterus, der verantwortlich für die symptomatische Plastizität ist.

Darüber hinaus hat der hysterische Patient die Fähigkeit, die verschiedensten Krankheitsbilder zu imitieren – der Begriff *simulieren* wird häufig verwendet, aber der Begriff der Simulation läuft Gefahr, den Hysteriker fälschlicherweise als handlungsbewusst wahrzunehmen. Nachdem die Psychiater sehr früh gelernt haben, die Differentialdiagnose zwischen epileptischer Krise und hysterischem Anfall festzulegen, stellen sie fest, dass sie, wenn sie zu einem Krankenhauspatienten auf die Krankenstation gehen, auch zur Behandlung hysterischer Patienten gerufen werden, die nach Beobachtung der beratenden Ärzte verschiedene Krisen ausbilden,

um ähnliche Behandlungen zu erhalten. Ein weiteres starkes Merkmal der Hysterie, ihre Anfälligkeit gegenüber Ansteckung, wird von Freud mit der hysterischen Identifikation in Verbindung gebracht. Er erwähnt die Episode einer jungen Frau in einem Internat, die, nachdem sie einen Brief erhalten hatte, eine hysterische Krise ausbildete, gefolgt von anderen jungen Frauen, die sich mit ihr im Leiden der Liebe identifizierten.

Als lügnerisch und theatralisch betrachtet, wurde die Hysterika von der Medizin abgelehnt. Da ihre Symptome für den medizinischen Diskurs nichts bedeuteten, erhielt sie immer die Antwort des Arztes: »Sie haben nichts.« Ihre Krisen wurden mit dem Begriff »piti«<sup>6</sup> beschrieben, ihre Symptome als Simulation betrachtet, und so wurde sie nicht als krank qualifiziert. Sie übt die Rolle der Simulantin jedoch nicht gut aus, weil ihre Symptome nicht verschwinden, selbst wenn alle modernen Ressourcen der Medizin erschöpft sind.

Charcots Forschungen an der Salpêtrière, die Freud während seiner mehrmonatigen Aufenthalte dort kennenlernte, leiteten ein neues Verständnis der Hysterie ein, das zur Entstehung der Psychoanalyse führte. Charcot legte die Grundlagen fest, auf denen Freud das Wissen über Hysterie in bis dahin unbekannter Art und Weise umformte. Das Charakteristikum der Hysterie, suggestibel zu sein, das von Freud in den Hypnoseexperimenten nachgewiesen wurde, öffnete für ihn die Türen der Übertragung, obligatorischer Zugang zum Unbewussten. Die unbewusste Fantasie, mit der sich Freud nach dem Verzicht auf die Theorie der Verführung und des sexuellen Traumas konfrontiert sah, offenbarte ihm, dass es in der Ätiologie der Neurosen nicht um Sexualtraumata geht, sondern um Sex als etwas Traumatisches.<sup>7</sup> In Lacanianischer Hinsicht hat Freud die Kausalität eines dem Subjekt äußeren Realen aufgegeben und die Dimension eines anderen – inneren – Realen eingeführt, das durch den Trieb selbst und dessen unbestimmtes Objekt dargestellt wird.

Die Hysterie überdauerte die Jahrhunderte und verwandelte ihr Aussehen immer gemäß dem vorherrschenden Diskurs: Dämonie und Zauberei im Mittelalter; Geisteskrankheit am Anfang der Psychiatrie – eine Pathologie, deren Plastizität dazu führte, dass Freud, der die Hysterie als *la bête noire* der Medizin betrachtete,

zu Jung sagte, dass sie »die Krankheit ist, im Vergleich zu der alle anderen Nervenkrankheiten einfache Seltenheiten sind.«<sup>8</sup> Der Psychiater Étienne Trillat nannte die Hysterie »extravagantes Objekt«, »nicht identifiziertes Objekt«, »dark continent« und führte aus, dass sie den Körper benutzt, um ihre Präsenz zu manifestieren.

Alles geschieht, als würde sich die Hysterika im Laufe der Jahre immer aufmerksam und in Bezug auf den vorherrschenden Diskurs ihrer Zeit bewegen. Diese Verschiebung zeigt die Position, die die Hysterika in Bezug auf das Wissen des Meisters einnimmt: Sie ist immer nahe bei ihm, sie folgt ihm, und wenn sie es tut, besteht sie darauf, eine entscheidende Frage zu stellen, die sie bewegt: Bin ich ein Mann oder bin ich eine Frau?

Die Frage der Hysterie ist die gleiche wie die des Transsexuellen, der eine hormonoperative Antwort vom dominierenden technowissenschaftlichen Wissen verlangt. So wie der gestohlene Brief aus der Geschichte von Edgar Allan Poe, der, um unsichtbar zu werden, für jedermann offenkundig ist, deutet alles darauf hin, dass eine Transepidemie vorliegt: In Form von Transsexualität scheint die Hysterie heute ihre Fragen über die Rätsel des Sex fortzusetzen. Die große Anzahl von Fällen von Transsexualität hat alles, um als eine neue Epidemie der Hysterie angesehen zu werden, vielleicht sogar eine Pandemie der Hysterie – eine Epidemie in Zeiten der Globalisierung.

### Hysterie und Struktur

Jedes sprechende Wesen, weil es spricht, ist hysterisch: Dies ist das Geheimnis der Hysterie, vielleicht außerhalb der Psychoanalyse unverständlich – Hysterie ist die diskursive Struktur, die die Basis des Sprechenden Subjekts bildet, erklärt José Monseny.<sup>9</sup> Lacan schrieb das Mathematische des Diskurses der Hysterika (des Hysterikers), um darin die diskursive Struktur zu lokalisieren, in der das ursprünglich vom Diskurs des Meisters erzeugte Subjekt – wo er in den Signifikanten des Anderen entfremdet ist – das Wissen der sexuellen Differenz befragt. Der Binärcharakter des Signifikanten (S1–S2), der das Feld des Sexuellen in zwei absolut unterschiedliche Geschlechter – Mann und Frau – aufteilt, wird

vom Hysteriker hinterfragt, mittels dessen, was vom Signifikanten nicht ergriffen werden kann – dem Objekt a.

In der Position des Diskursagenten tritt das Subjekt daher als eine Wirkung der Sprache in dem symptomatischen Konflikt auf, aber seine Wahrheit ist, dass es sich als Objekt des Begehrens, Objekt a, positioniert, und das ist für den Anderen nicht zu entziffern. Und jedes vom Meister (S1) produzierte Wissen (S2) wird das Rätsel der Sexualität (a) nicht erklären können.

Hysterie bedeutet eine Befragung über das Reale des Geschlechts, d. h. über das rätselhafte fehlende Objekt des Triebs, das, wie Freud formuliert, nicht spezifisch, sondern im Gegenteil völlig variabel und unbegreiflich ist: Alles und jedes Objekt kann den Platz des Gegenstands des Triebs einnehmen, daher die Vielfalt der menschlichen Sexualität, die sich vom instinktiven Funktionieren der Tiere unterscheidet. All das Wissen, das vorgeschlagen wird, um das Reale des Geschlechts abzudecken – das durch die Symbolik oder die Sprache unmöglich dargestellt werden kann – wird von der Hysterie infrage gestellt. Aus diesem Grund wendet sie sich an den Meister – Meister der Kontingenz, was auch immer er sein mag: Religion, Wissenschaft, Psychologie, Sexologie oder Psychoanalyse –, um von ihm Wissen über Sex zu fordern und ihm sofort seine Macht wieder abzusprechen. Die Hysterie behauptet nämlich, dass es kein mögliches Wissen über den sexuellen Unterschied gibt – ausweichend für alles und jedes Wissen. Verschiedene wissenschaftliche Disziplinen geben vor, Wissen über Sexualität zu erzeugen, aber das Einzige, was die kämpferische Vermutung der Hysterie über das Wissen des Meisters aufhob, war das Freudsche Wissen, das auf struktureller Bisexualität aufgebaut war, die das triebhafte, für die Sprache unfassbare Reale (Objekt a) miteinschließt.

Die klinischen Figuren der Hysterie entsprechen dieser Untersuchung über das Geschlecht, das sie mit ihren Symptomen inkarniert: die Figur der anderen Frau oder des anderen Mannes, die ihren Schmerz darüber einbringt, »was hat sie (er), das ich nicht habe?«; die Aufrechterhaltung der Unzufriedenheit, die das Begehren der Hysterika bewahrt; die Identifikation mit dem Begehren des Anderen, um ihn zu vernehmen. Diese Ausweichcharakteristik des hysterischen Bildes im Verhältnis zum medizinischen Wissen

wird erklärt, wenn man versteht, dass hysterische Symptome nicht als medizinische Anzeichen (oder Signale) auf den medizinischen Diskurs hinweisen, sondern auf das Subjekt selbst, als Signifikanten, die es repräsentieren.

Wie Freud offenbarte, gibt es keine Einschreibung des sexuellen Unterschieds im Unbewussten. Im Feld des Symbolischen, in dem das Subjekt repräsentiert wird und aus dessen Wirkung es entsteht, findet die sexuelle Differenz keinen genauen Unterschied, wie bei den Genitalien oder der Realität des Körpers in den Wissenschaften der Anatomie, Endokrinologie und Genetik. Seit den ersten Berichten über die Uneinigkeit zwischen Körper und sexueller Identität sucht die Medizin nach einer Lösung, um den »Naturfehler« des Transsexuellen zu korrigieren, insbesondere durch die Verbesserung der Operationstechniken und der hormonellen Therapie. Die Ernsthaftigkeit liegt in der Tatsache, dass die Wissenschaft letztendlich die Forderung nach körperlicher Transformation für das hysterische Subjekt schafft, ja sogar propagiert, und dass dadurch keine Beschwichtigung des wahren Konflikts stattfindet. Die ebenso steigende Häufigkeit von Fällen, bei denen Personen nach einer Geschlechtsumwandlung eine Detransition suchen, spricht für die ewige Unzufriedenheit, die die Hysterie bedingt.

Die transsexuelle Gewissheit, dem gegenteiligen Geschlecht anzugehören, ist der Versuch, die Frage »Was ist mein Geschlecht: Mann oder Frau?« bewusst zu beantworten, was zu den Grundlagen der Psychoanalyse zurückführt. Von der Frage der Patientin Dora nach ihrem Geschlecht bis hin zu Freuds Frage an Marie Bonaparte »Was will eine Frau?« hat die Antwort auf das Rätsel der sexuellen Differenz eine Struktur der Fiktion: Jede Antwort passt, doch keine besteht in absoluter Wahrheit.

Heute werden neue Formen der Hysterie präsentiert, aber die häufigste ist die Transsexualität, die in die Klinik eingedrungen ist und die Ungleichheit zwischen Anatomie und Subjektivität bestätigt. Dies ist der letzte Weg, um Wissen über Sex zu befragen: Was ist ein Mann? Was ist eine Frau? Wenn die Transsexualität anfangs als symptomatische Form der Psychose aufgefasst wurde, ist heute klar, dass nicht alle Transsexualitäten psychotisch sind. Im Gegenteil, die Hysterie scheint sich heute die Transsexualität

angeeignet zu haben, um ihre immerwährende Frage nach der Wahrheit des Geschlechts zu postulieren.

### Die Trans-Epidemie

Die Frage, die von vielen Psychoanalytikern gestellt wurde: »Wo ist die Hysterie heute?«, kann widersprüchliche Antworten erhalten: Sie ist nirgendwo, wenn wir in den zeitgenössischen Handbüchern der psychopathologischen Diagnostik danach suchen; sie ist überall, wenn wir sie gemäß dem psychoanalytischen Diskurs definieren, der die eigene Struktur des Subjekts in ihr erkennt. Würde sich die Hysterie heute zu einem großen Teil durch geschlechtsspezifische Fragen und insbesondere durch Transsexualität manifestieren? Das exponentielle Wachstum der Fälle heute, führt dazu, zu untersuchen, ob dies nicht die zeitgenössische Form der Hysterie ist. Indem der Transsexualismus im Informationsnetzwerk und in der kulturellen Globalisierung den Vektor der epidemischen Ansteckung und in der modernen Medizin pragmatische Antworten auf die unterschiedlichsten Anliegen des Körpers gefunden hat, scheint Transsexualität auf schnelle und vereinfachte Weise – wie ein Medikament verschrieben – die Lösung für die Konflikte des Subjekts mit seinem Geschlecht zu sein: »Ändere es.«

Könnte es sein, dass wir in der hysterischen Struktur die Elemente finden können, die für die Multiplikation der Forderungen nach Geschlechtsumwandlung auf dem Spiel stehen, die in den letzten Jahrzehnten auf der ganzen Welt aufgetreten sind? Ist die Suggestibilität, die Freud immer als ein universelles Phänomen betrachtete, die Basis dieser Ansteckung? Die Suggestibilität der Hysterie ist absolut bemerkenswert: sei es im täglichen Leben, bei der enormen Verbreitung von genialen astrologischen Vorhersagen; sei es auf dem Gebiet der Psychopathologie, als ein Wahnsinniger wie Jim Jones 1978 über 900 Menschen, von Erwachsenen bis zu Kindern, zum kollektiven Selbstmord führte.<sup>10</sup> Ein weiterer Beweis dafür ist die Tatsache, dass es in den Medien einen stillen Pakt gibt, um zu verhindern, dass Nachrichten über Suizide verbreitet werden, als Maßnahme dagegen, dass sich diese unkontrolliert in der Bevölkerung ausbreiten. Was Lacan erklären

durfte, war die Tatsache, dass die ständige Neigung des Hysterikers zur Suggestion eine strukturelle Tatsache ist: Das Subjekt ist von jedem Meistersignifikanten (S1) fasziniert, der ihm die Illusion vermittelt, dass er seinen Mangel beheben kann, traut aber zugleich dem Wissen des Meisters nicht zu, ihn zu stoppen.

Ziel unserer Arbeit ist es, auf die Tatsache aufmerksam zu machen, dass dieses wesentliche Element – die Hysterie und ihre polymorphen Manifestationen – in die Diskussion der Transsexualität einbezogen werden muss, damit an die Transsexualität, was die Struktur des Subjekts angeht, nicht weiterhin auf völlig naive Art und Weise herangegangen wird. Andernfalls können einige schwerwiegende Folgen auftreten – darunter Selbstmord und Irreversibilität des vorherigen Zustands des Körpers im Falle eines Detransitionswunschs –, wenn irreversible körperliche Änderungsmaßnahmen als letzte und einzige Möglichkeit umgesetzt werden. Der Ernst dieser Situation ist heute umso alarmierender, als sehr junge Kinder die Diagnose der Transsexualität nicht nur von der Medizin, sondern auch von den eigenen Eltern erhalten. Die Neuheit besteht nun darin, dass das bloße Nachforschen oder die Äußerung eines Kindes, zum anderen Geschlecht zu gehören, bereits von Eltern und Ärzten als Zeichen der Transsexualität gelesen werden, was eine frühzeitige Einleitung hormonaler Behandlungen und die Planung von zukünftigen Körpertransformationen initiiert. In unserer Gesellschaft des Spektakels – in der das Bild jeden anderen Wert übersteigt – und der sozialen Netzwerke, die in Sekundenschnelle die eindrucksvollsten Informationen von einem Ende des Planeten zum anderen verbreiten, ist es dringend geboten, alle möglichen Ressourcen zu nutzen, um den von der Transsexualität eingenommenen Platz effektiv zu befragen: Platz der überwältigenden Aufwertung des Körperbildes und der unaufhörlichen Eingriffe in das Reale. —

Aus dem brasilianischen Portugiesisch  
übersetzt von Alejandra Barron.

- 1) <https://www.mensagenscomamor.com/10-transgeneros-famosos> (14. 5. 2017)
- 2) Leite, Sonia: »Histeria de conversão, ainda?« In: Leite, Sonia & Costa, Teresinha (Hg.): *Letras do sintoma*. Rio de Janeiro
- 3) Maurano, Denise: *Histeria – o princípio de tudo*. Rio de Janeiro 2010: Civilização Brasileira
- 4) Viele Werke sind dem Abriss dieser Geschichte gewidmet: Trillat, Étienne: *História da histeria*. São Paulo 1991: Escuta. Veith, Ilza: *Histoire de l'hystérie*. Paris 1973: Seghers. Chauvelot, Diane: *Historia de la histeria*. Madrid 2001: Alianza Editorial. Penchansky, Malele: *Historia universal de la histeria – relatos de amor, pasión y erotismo*. Buenos Aires 2009: Grijalbo. Didi-Huberman, Georges: *Die Erfindung der Hysterie: Die photographische Klinik von Jean-Martin Charcot*. München 1997: Wilhelm Fink und weitere
- 5) Zitiert nach: Briquet, Paul: *Traité clinique et thérapeutique de l'hystérie*. Paris 1859: Baillière. S. 5
- 6) Abkürzung für Pitiatismo, ein von J. Babinsky eingeführter Begriff, um die Werke von Charcot über die Hysterie zu kritisieren und diese als wahrhaft krankhafte Entität zu hinterfragen. Für ihn wird jede hysterische Pathologie simuliert und ist nur »pantomimisch«.
- 7) Wir finden diesen Begriff im Text von Freud: »Meine Ansichten über die Rolle der Sexualität in der Ätiologie der Neurosen (1906)«. *GW V*, S. 147–159. Ebenso wie den lacanianischen Begriff des Traumas als Kontingenz in Lacan, Jacques: »Subversion des Subjekts und Dialektik des Begehrens im Freud'schen Unbewußten«. In: Ders.: *Schriften II*. Übers. von Hans-Dieter Gondek. Wien, Berlin 2015: Turia und Kant. S. 325–368
- 8) Maleval, Jean-Claude: *Locuras histéricas y psicosis dissociativas*. Buenos Aires 2009: Paidós. S. 63
- 9) Monseny, José: »L'hystérie, langue de base«. In: Fondation du Champ Freudien (Hg.): *Le symptôme-charlatan*. Paris 1998: Seuil
- 10) Der von Lacan beschriebene Fall der Papin-Schwestern zeigt gleichermaßen, wie eine delirante junge Frau ihre Schwester veranlasst, sich an einem furchtbaren Verbrechen zu beteiligen.

Doris M. Wegner  
Ausbildung zur  
tiefenpsychologischen  
Psychotherapeutin  
als Transgender –  
Erfahrungssplitter

*Erneut machte ich die Erfahrung,  
dass der Rollenbruch offensichtlich  
massiv verunsichert und erneut  
stellte ich fest, dass vorgeblich liberale  
und weltoffene Menschen dies bei-  
leibe nicht sein müssen, wenn  
man/frau ihr Weltbild in Frage stellt.*

Doris M. Wegner  
Ausbildung zur  
tiefenpsychologischen  
Psychotherapeutin  
– als Transgender  
Erfahrungssplitter

Einige Infos der Autorin vorab:  
Sie arbeitete von 1988 bis 2015 in  
der somatischen Medizin, nach  
der chirurgischen Ausbildung in  
Deutschland und England in der  
Spezialisierung der Urologie. Die  
vergangenen 20 Jahre führte sie  
eine Praxis für Urologie – inklusive

Konsiliartätigkeit – an der Universitätsklinik Charité in Berlin. Dabei war sie auch in die operative Ausbildung der jungen Assistenzärzte eingebunden. In der eigenen Praxis bildete die Betreuung transidenter Personen einen Tätigkeitsschwerpunkt. Es ging dann jeweils um die Hormontherapie und die detaillierte Aufklärung bzgl. der mannigfaltigen therapeutischen Maßnahmen: Operationen, Stimmtraining, permanente Haarentfernung. Dadurch hatte die Autorin neben dem Kontakt zu den Patienten auch Kontakte zu Psychotherapeuten aufgebaut, mit denen sie vertrauensvoll zusammenarbeitete.

Mit dem Abschluss der eigenen Transition (Mann zu Frau) entschloss sich die Autorin, die urologische Praxis zu verkaufen, um die sehr invasiven, zeitintensiven und zum Teil körperlich sehr belastenden Operationen zu absolvieren, die für ein entsprechendes Leben als Frau nötig sind: Brustaufbau und geschlechtsangleichende Operationen sowie Gesichtsfeminisierung. Dies erforderte schlussendlich 19,5 Stunden reine Operationszeit, mit vier Eingriffen in Deutschland, Belgien und Thailand. Der Entscheidungsprozess war intensiv psychotherapeutisch vorbereitet worden.

Eine Kollegin hatte ihre Transition psychotherapeutisch begleitet. Sie schlug dann vor, dass die Autorin sich zur tiefen-

psychologisch fundierten Psychotherapeutin ausbilden lasse. Verschiedene Gründe schienen dafür zu sprechen:

1. Eine verantwortungsvolle berufliche Tätigkeit.
2. Ein hohes Maß an Kenntnis bzgl. des Werdeganges einer transidenten Person und somit ein hohes Maß an Empathie für das komplexe Bild.

3. Nutzbarmachung der andrologisch-urologischen Kenntnisse zum Wohle der transidenten Patienten.

Die Kollegin schlug der Autorin vor, diese Ausbildung an dem staatlich akkreditierten Institut zu absolvieren, an dem sie selbst Ausbilderin war, mit gleichzeitiger Mitarbeit im Sinne der Betreuung der für die Ausbildung nötigen Patienten in ihrer Praxis. Im September 2015 begann die sogenannte Ausbildung.

Hier nun einige Erfahrungssplitter, die zu denken aufgeben können:

- Bereits im Vorfeld wurde die Autorin auf die vorgefasste Meinung der Institutsleiterin und ihrer Stellvertretung hingewiesen, d.h. auf eine ablehnende Haltung gegenüber operativen und hormonellen Maßnahmen – mit dem Rat, auf entsprechende Fragen ausweichend zu antworten, um eine Aufnahme in den Ausbildungsgang nicht zu gefährden.

- Beim Interview zur Frage der Aufnahme (die Autorin war zwar schon unter geschlechtskonformer Medikation und hatte jahrelange Laserepilationen bereits absolviert, nicht jedoch die Gesichtsfeminisierung und weder Brustaufbau noch geschlechtsangleichende Genitaloperationen) wurde sie zu diesen Maßnahmen auch explizit gefragt; die Aussage, dass darüber keine definitive Festlegung erfolgt sei, wurde wohlwollend aufgenommen.

- Bei der ersten Vorlesung im Institut äußerte einer der männlichen Ausbildungskandidaten nach der Vorstellung der neuen Kandidaten, er halte es nicht aus, hier sei »doch ein rosa Elefant im Raum«, und alle täten so, »als ob dies nicht so sei«. Auch seitens der Dozentin wurde von der Autorin implizit eine Form der Rechtfertigung der eigenen Existenz verlangt – die nicht erfolgte.

- Der Punkt »Transsexualität« wurde in das Curriculum aufgenommen. Hierbei erläuterte die Kollegin das komplexe Thema und die Autorin wurde aufgefordert, aus der eigenen persönlichen Erfahrung zu berichten.

- Nach erfolgreicher institutsinterner Zwischenprüfung begann die Autorin mit den Erstanamnesen und stellte dabei fest, dass aus der Institutsambulanz (abweichend von der üblichen Praxis) keine Patienten an sie überwiesen wurden. Der Ambulanzeleiter erklärte auf Nachfrage, es sei unmöglich, der Autorin Patienten zuzuweisen »wegen deines Problems«.

- Als die Autorin berichtete, sie müsse die Lehrtherapie für ca. zwei Monate unterbrechen, wurde beschieden, dies sei unmöglich. Als die Erklärung erfolgte – geschlechtsangleichende Operation in Thailand mit langer Rekonvaleszenz – lautete der lautstarke Vorwurf seitens der stellvertretenden Institutsleitung und Lehrtherapeutin: Die Autorin würde agieren. Ein Bruch der Schweigepflicht wurde angedroht. Ohne die Unterstützung der anderen Supervisoren wäre es kaum möglich gewesen, weiter zu arbeiten. Die Lehrtherapie wurde an anderer Stelle weitergeführt.

- Die Autorin konnte die Prüfung schließlich vor der Ärztekammer abschließen. Auch im Kontext aller urologischen Kollegen war die Transition in diesem Fall nie ein Thema, sondern wurde nur mit Wohlwollen und Überraschung, nie aber mit Ablehnung zur Kenntnis genommen. —



Herrmann Schmidt  
*Hybrid*, 2008  
Schlüpfer und Müllsackhalterung, 90 × 48 × 48 cm

Herrmann Schmidt  
*a. T.*, 2011  
Leiter und Stuhl, 420 × 210 × 63 cm



»Trans psychoanalytics«?  
 Neue Perspektiven  
 einer psychoanalytisch  
 inspirierten Macht- und  
 Herrschaftskritik? Ein  
 Kommentar zu einer  
 Forschungsdebatte und  
 eine Rezension zu *Trans-  
 gender Studies Quarterly*

Von Nadja Meisterhans

Von Nadja Meisterhans  
 »Trans psychoanalytics«?  
 Neue Perspektiven  
 einer psychoanalytisch  
 inspirierten Macht- und  
 Herrschaftskritik? Ein  
 Kommentar zu einer  
 Forschungsdebatte und  
 eine Rezension zu *Trans-  
 gender Studies Quarterly*

Der Antifeminismus und die Desavouierung der in den letzten Jahren politisch und rechtlich durchaus erfolgreichen LGBT-Bewegung hat Konjunktur. Dabei handelt es sich möglicherweise um eine Entwicklung, die geradezu symptomatisch für das ist, was derzeit in der kritisch ausgerichteten sozialwissenschaftlichen Debatte als autoritäre Krise der (neo)liberalen Demokratie diskutiert wird.<sup>1</sup> Offenbar ist der Erfolg des autoritären Populismus aber auch Folge des strukturellen Versagens der (neo-)liberalen Demokratie. Dieses Versagen zeigt sich darin, emanzipatorisch ausgerichtete Gesellschaftskritiken, die gerade auch im Zentrum der auf Fragen der Transsexualität und Queerness bezogenen sozialen Bewegungen stehen, in ihren gesellschaftstransformativen Potenzialen nicht anzuerkennen.<sup>2</sup> Dies scheint umso problematischer, als gerade queer-theoretische Überlegungen in besonderer Weise zur Dekonstruktion epistemischer und normativer Gewaltverhältnisse geeignet sind und damit neuartige Perspektiven einer emanzipatorisch ausgerichteten Macht- und Herrschaftskritik eröffnen.

In der vorliegenden Rezension soll das Heft *Transgender Studies Quarterly*, herausgegeben von Susan Stryker und Paisley Currah, hinsichtlich seines potenziellen Beitrags zur psychoanalytisch inspirierten Macht- und Herrschaftskritik durchleuchtet werden. Dies scheint umso bedeu-

tender, als gerade jene an Jacques Lacan anschließende psychoanalytische Theoriebildung, wie sie prominent von Slavoj Žižek<sup>3</sup> repräsentiert wird, im Verdacht steht, die Transgender-Bewegung zu pathologisieren bzw. zu missrepräsentieren.<sup>4</sup> Ein besonderer Fokus der Rezension liegt daher auf der 2017 erschienenen Ausgabe des Journals (4. Jg., Heft 3/4), welche sich Fragen der »Transpsychoanalytics« widmet.

Ziele und Inhalte  
des Journals: Transgender als  
kritischer Diskurs

Beim *Transgender Studies Quarterly* handelt es sich um ein seit 2014 vierteljährig bei Duke University Press erscheinendes englischsprachiges Journal, welches von dem Anspruch getragen ist, in kulturwissenschaftlicher bzw. transdisziplinärer Perspektive Fragen der Transsexualität zu diskutieren.

Hervorzuheben ist, dass sich das Journal in dezidiert gegenhegemonialer Absicht von medizinischen und damit naturwissenschaftlich-positivistisch ausgerichteten Studien abzugrenzen versucht.<sup>5</sup> Indem beispielweise im Rekurs auf Novellen, Romane oder auch Comics subversive Körpertechniken rekonstruiert werden, sollen Perspektiven der Repräsentation jenseits normierter Subjektivierungsformen erschlossen werden. Transgender soll dementsprechend im Rekurs auf Sandy Stones Grundlagenwerk *The*

*Empire strikes back. A Posttranssexual Manifesto*<sup>6</sup> als eine Form der Wissensproduktion gerahmt werden, die sich einer Pathologisierung entschieden entgegenstellt. Dies zu tun, hieße sowohl die klinische Praxis wie auch die Konzeptualisierungen der Psychoanalyse selbstkritisch hinsichtlich möglicher Stereotypisierungen, Ausblendung und damit einhergehender normativer und epistemischer Gewaltstrukturen zu befragen. Anspruch des Journals ist somit, die Vielfalt von Geschlecht, von Sexualität, von Körpern und von Identität zu thematisieren und zugleich auch von feministisch und queer-theoretisch ausgerichteten Ansätzen nicht angemessen repräsentierte Aspekte in den Blick zu nehmen. Im Zentrum steht somit eine Lesart der Psychoanalyse, welche Sexualität bzw. sexuelle Differenzierung und die Ausbildung einer Geschlechtsidentität jenseits bi-codierter Heteronormativität als Effekt des Unbewussten und das Begehren als fantasiegeleitete Praxis begreift.<sup>7</sup>

Reflektiert wird dabei insbesondere das Problem der (aus-)schließenden Kategorisierung im Kontext epistemischer bzw. konzeptioneller Überlegungen, die sich auch in der klinischen Praxis reproduzieren können. So argumentiert z. B. Griffin Hansbury<sup>8</sup> im Anschluss an die Relationale Psychoanalyse, dass es bei cisnormativen Analytiker\_innen zu einer transphoben Gegenübertragung kommen könne, weshalb es

wichtig sei, undenkbar Ängste (»unthinkable anxieties«) auf der phänomenologischen wie auch begrifflichen Ebene in den Blick zu nehmen.<sup>9</sup> Dies sei insbesondere von Bedeutung, als Transgender-Personen aufgrund bestehender Geschlechternormierungen in der imaginären Selbstrepräsentation notwendig scheitern und sich das auf die (Sprech-)Beziehung zwischen Analysand\_in und Analytiker\_in auswirke. Entscheidend sei anzuerkennen, dass dieses Scheitern auf beiden Seiten Ängste auslöse. Anstatt dies, wie in Teilen der immer noch cisnormativ ausgerichteten Psychoanalyse üblich, als Problem der Psychose zu pathologisieren, betont die Autorin, transsexuelle Subjektivierung im Lichte eines sprachlichen Werdens zu verstehen.<sup>10</sup> Zugleich wird die angstbesetzte Gegenübertragung in der Beziehung zwischen dem/der Analysand\_in und dem/der Analytiker\_in als Ausdruck einer Krise des Denkens gewertet, die aber, sofern sie beiderseitig selbstkritisch reflektiert und im psychoanalytischen Sinne durchgearbeitet wird<sup>11</sup>, neue Denkräume, Sprachhorizonte und Formen der nicht normierten Selbstrepräsentation eröffnen könne.<sup>12</sup> Es müsse nicht darum gehen zu verstehen, warum Transsexualität entsteht, sondern wie sie jenseits geschlossener, normierender Essentialisierungen leb- und denkbar gemacht werden könne.<sup>13</sup>

Auch Jacob Bresslow<sup>14</sup> problematisiert im Rekurs auf die trans-

sexuelle Kindheit die Engführung der Psychoanalyse auf (rest-)biologische Denkfiguren und plädiert im Anschluss an Gayle Salomon dafür, Körper grundsätzlich als phantasmatische Konstrukte zu begreifen, die sprachlich umkreist, aber nie gänzlich erfasst werden könnten.<sup>15</sup> Dies zu tun, ermögliche es, Transsexualität als eine notwendig offene und un abgeschlossene Erzählung über den Körper zu fassen und sich Sprache, die grundsätzlich durch fundamentale Brüche, Verfehlungen und Verwerfungen gekennzeichnet sei, im subversiven Sinne anzueignen.<sup>16</sup>

In ähnlicher Richtung, um ein weiteres Beispiel zu nennen, argumentiert Chris Coffman<sup>17</sup>, wenn sie im Rekurs auf Lacan aufzeigt, dass sexuelle Differenz bzw. Weiblichkeit und Männlichkeit weniger als bicodiert und voneinander separiert, sondern in anti-essentialistischer Perspektive<sup>18</sup> als antagonistischer Spannungsbogen gefasst werden könne, dem eine Dialektik des Begehrens zugrunde liege.<sup>19</sup> In diesem Horizont betrachtet, könne die Kastrations(angst)verweigerung als grundlegender Konflikt in der Subjektpositionierung und nicht nur als ausschließliches Problem transsexueller Subjektivierung gefasst werden. Wird die Kastration(sangst) nämlich als linguistisches und weniger als sexuelles Phänomen konzipiert, wie Coffman im Anschluss an Kaja Silverman vorschlägt, und das Begehren auf einen konstitutiven

Mangel bezogen, ermögliche dies, sexuelle Differenz in de-ontologischer Weise zu durchkreuzen. Das objektbezogene Begehren könnte somit als unbewusste, auf fundamentale Fantasien bezogene Bewegung erläutert werden, dem ein unauflöslicher und unendlicher, aber produktiver Antagonismus der Differenz inhärent sei.<sup>20</sup> Entscheidend sei, dass dieser Antagonismus alle Formen der Subjektivierung und nicht nur die der transsexuellen betreffe. Dementsprechend müsse es darum gehen, diese grundlegenden Fantasien im subversiven Sinne zu durchkreuzen und die damit einhergehenden Symptome im psychoanalytischen Sinne zu dekonstruieren<sup>21</sup>, um so neue Räume für die narrative Selbstkreation zu eröffnen.<sup>22</sup>

### Bewertung

Diese im Journal angestoßenen Debatten sind hochinstruktiv und von gesellschaftlicher Relevanz. Denn es geht dem Journal weniger darum, Transgender im Sinne eines bereits etablierten Forschungsparadigmas, sondern als notwendig unabgeschlossenes Projekt zu präsentieren, welches zur Transgender-bezogenen Wissensproduktion beiträgt. Insofern scheint es nur konsequent, wenn die Beiträge im Heft grundlegende Paradoxien und Antinomien in der Theorie, Praxis und Politik der Transsexualität als produktive Spannungsverhältnisse begreifen.<sup>23</sup> Zugleich ist damit aber auch eine

Schwachstelle des Journals angesprochen, nämlich das (*bisherige*) *Versäumnis, stärker an gesellschaftstheoretische und ideologiekritische Macht- und Herrschaftskritiken anzuschließen.*

Transsexualität könnte aus dieser Perspektive betrachtet, z. B. in Anlehnung an Adornos *Negative Dialektik*<sup>24</sup>, als eine Denkfigur des Nichtidentischen und der bestimmten Negation entfaltet werden, welche nicht nur hegemonial strukturierte Geschlechterverhältnisse wie auch Sexualitäten macht- und herrschaftskritisch dekonstruiert, sondern Transsexualität als grundlegende Kritik der Gesellschaft und des Politischen fasst. Dabei scheinen die Herausgeber\_innen und Autor\_innen des Journals durchaus eine derartige Verknüpfung anzudeuten, d. h. den gegenhegemonial ausgerichteten Transgender-Diskurs im Sinne Ernst Blochs als antizipierendes Bewusstsein und als ein Drängen in konkret- bzw. realutopischer Perspektive zu fassen.<sup>25</sup>

Es ließe sich dann in gesellschaftstheoretischer und ideologiekritischer Perspektive argumentieren, dass eine Emanzipation ermöglichende Subjektivität damit beginnt, dass Menschen die symbolische Kastration akzeptieren, d. h. dass sie erkennen, als Subjekt immer schon bestimmten Sprachregeln und (zum Teil unbewussten) ideologischen Settings und Fantasien unterworfen zu sein.<sup>26</sup> Auf den Punkt gebracht: Um sich

das Gesetz (die Anerkennungsordnung) in emanzipatorischer Perspektive anzueignen, muss die (teilweise unbewusste) Wirkung des Gesetzes<sup>27</sup> als grundlegender Anerkennungskonflikt nicht nur von Transsexuellen und deren Analytiker\_innen, sondern von der Gesellschaft insgesamt angenommen werden. Die notwendige Durcharbeitung des damit verbundenen Unbehagens umgehen zu können<sup>28</sup>, ist aber möglicherweise das, was autoritäre Anrufungen – die sich auch, aber eben nicht nur gegen die Transsexuellen-Bewegung richten – negieren. Die Folge ist, dass derart ideologisch angerufene Subjekte nicht lernen können (bzw. dürfen), mit der symbolischen Kastration produktiv umzugehen und sich von den lähmenden, durch die ideologischen Anrufungen<sup>29</sup> hervorgerufenen realen *und* imaginierten Kränkungen zu lösen (wie etwa im Fall der völkischen und anti-feministischen PEGIDA). Aus dieser Perspektive betrachtet handelt es sich bei autoritären Anrufungen im Sinne Lacans um einen Akt der Verleugnung, der in herrschaftstechnologischer Absicht darauf ausgerichtet ist, eine Solidarisierung mit anderen Unterdrückten, Exkludierten, Unsichtbargemachten und damit das utopische Hoffen auf eine bessere, eine solidarische Welt zu erschweren. Nicht zuletzt deshalb wird nicht nur Transsexualität im Sinne einer pathischen Projektion<sup>30</sup> von Rechtspopulist\_innen als »Gen-

derwahnsinn« diffamiert, um wahnhaftige Reaktionsmuster sowohl auf der individuellen wie auch gesellschaftlichen Ebene zu provozieren. Dies stärker im Journal in den Blick zu nehmen, würde ermöglichen, die Psychoanalyse als Kritische Theorie zu entfalten und Transsexualität ganz im Sinne Lacans als Theorie und Praxis radikaler gesellschaftlicher Selbstaufklärung zu konzipieren. —

- 1) Demirovic, Alex: »Autoritärer Populismus als neoliberale Krisenbewältigungsstrategie«. In: *PROKLA. Zeitschrift für Kritische Sozialwissenschaft*. 2018, 48. Jg., Heft 190, S. 27–42
- 2) Meisterhans, Nadja: »Wider dem Tod der feministischen Utopie – Zum utopischen Potential feministischer Ansätze in Zeiten des autoritären Backlashs im Kontext des Neoliberalismus«. In: *Femina Politica (Special Issue)*. »Her mit der Zukunft?! Feministische und queere Utopien und die Suche nach alternativen Gesellschaftsformen«, 2019, Heft 1, S. 75–89, im Erscheinen
- 3) Žižek, Slavoj: *The Sexual is Political*, 2016. Online: <https://thephilosophicalsalon.com/the-sexual-is-political/> (29. 3. 2019)

- 4) Gosset, Che: »Žižeks Gender Trouble«. In: *Los Angeles Book Review*, 2016. Online: <https://lareviewofbooks.org/article/zizeks-transgender-trouble/> (29. 3. 2019). Zur produktiven Aneignung Lacans in problematisierender Einstellung: Hutfless, Esther; Zach, Barbara: *Queering Psychoanalysis*, Wien 2017: Verlag Zaglossus sowie Worthington, Anne: »Warum Lacan? Psychoanalyse und Queertheorie«. In: Hutfless, Esther; Zach, Barbara (Hg.): *Queering Psychoanalysis*. Wien: Zaglossus, 2017, S. 421–445; Žižek, Slavoj: »Ihr verteidigt auch nur eure Privilegien«. In: *Neue Zürcher Zeitung* 31. 5. 2017, Online: <https://www.nzz.ch/feuilleton/das-paradox-political-correctness-ihr-verteidigt-auch-nur-eure-privilegien-id.1298419> (29. 3. 2019)
- 5) Purah, Paisly: »General Editor's Introduction.« In: *Transgender Studies Quarterly*. 2019, 6. Jg., Heft 1, S. 1–3, hier S. 1
- 6) Stone, Sandy: »The Empire Strikes Back: A Posttranssexual Manifesto«. In: Kristina Straub Julia Epstein (Hg.): *Body Guards: The Cultural Politics of Sexual Ambiguity*. Routledge 1996: New York
- 7) Breslow, Jacob: »There is Nothing Missing in the Real«. In: *Transgender Studies Quarterly*. 2017, 4. Jg., Heft 3/4, S. 432–500, hier S. 433
- Wallerstein, Hannah: »Putting the ›Trans‹ Back in ›Truth‹: A Psychoanalytic Take on Gender's Authenticity«. In: *Transgender Studies Quarterly*. 2017, 4. Jg., Heft 3/4, S. 421–430, hier S. 426
- Coffman, Chris: »Žižek's Antagonism and the Futures of Trans-Affirmative Lacanian Psychoanalysis«. In: *Transgender Studies Quarterly*. 2017, 4. Jg., Heft 3/4, S. 472–496, hier S. 474 ff.; Gherovici, Patricia: »Depathologizing Trans: From Symptom to Sinthome«. In: *Transgender Studies Quarterly*. 2017, 4. Jg., Heft 3/4, S. 534–555, hier S. 536, 541
- 8) Hansbury, Griffin: »Unthinkable Anxieties: Reading Transphobic Countertransferences in a Century of Psychoanalytic Writing.« In: *Transgender Studies Quarterly*. 2017, 4. Jg., Heft 3/4, S. 384–404
- 9) Ebd. S. 387 f.
- 10) Ebd. S. 399
- 11) Ebd. S. 396 ff.
- 12) Ebd. S. 399
- 13) Ebd.
- 14) Breslow, *There is Nothing*
- 15) Ebd. S. 433
- 16) Ebd. S. 444
- 17) Coffman, *Žižek's Antagonism*
- 18) Ebd. S. 475
- 19) Ebd. S. 474
- 20) Ebd. S. 476
- 21) Ebd. S. 478
- 22) Ebd. S. 494
- 23) Currah, Paisley; Stryker, Susan: »Introduction«. In: *Transgender Studies Quarterly*. 2014, 1. Jg., Heft 1/2, S. 1–14, hier S. 12
- 24) Adorno, Theodor W.: *Negative Dialektik*. Frankfurt am Main 1966: Suhrkamp
- 25) Bloch, Ernst: *Das antizipierende Bewusstsein*. Frankfurt am Main 1972: Suhrkamp
- 26) Lacan, Jacques: *Meine Lehre*. Wien, Berlin 2005: Turia und Kant, S. 51
- 27) Ebd. S. 95 ff.
- 28) Ebd. S. 51 ff.
- 29) Althusser, Louis: *Ideologie und ideologische Staatsapparate. Aufsätze zur marxistischen Staatstheorie*. Hamburg 1977: VSA Verlag, S. 140
- 30) Adorno, Theodor W.; Horkheimer, Max: *Dialektik der Aufklärung*. Frankfurt am Main 2008: Suhrkamp, S. 196

Schindler, Regula: *Fort-da. Artikel & Essays*. 2 Bände: *Psychoanalyse intensiv* und *Psychoanalyse extensiv*. Baden/Malans: Vissivio 2017 (Neuaufgabe 2019)

Rezensiert von Katrin Becker, Mai Wegener, Johannes Binotto, Claus-Dieter Rath, Christian Kläui, Peter Widmer, Karl-Josef Pazzini, Roni Weissberg

Rezensiert von Katrin Becker, Mai Wegener, Johannes Binotto, Claus-Dieter Rath, Christian Kläui, Peter Widmer, Karl-Josef Pazzini, Roni Weissberg (Neuaufgabe 2019)

Baden/Malans: Vissivio 2017  
*Psychoanalyse intensiv* und  
*Psychoanalyse extensiv*.  
Artikel & Essays. 2 Bände:  
Schindler, Regula: *Fort-da*

Um die verschiedenen Aufsätze zu würdigen, die Regula Schindler in ihrem langen Psychoanalytikerinnenleben verfasst und nun in zwei Bänden gesammelt hat, haben wir Wegbegleiter und Kolleginnen, Leserinnen und Leser eingeladen, jeweils Kurzkomentare zu einem ihrer Texte oder zum eigenen Lieblingstext zu schreiben. (Die Reihenfolge der folgenden Beiträge entspricht der der Texte in den Bänden.)

Katrin Becker  
Hysterie

Selten lässt ein Text wie der über Hysterie die Leser\*innen in solch charmant-betörender Weise zustimmend, aber auch etwas melancholisch zurück. Der kluge Rundumschlag von der klinischen Arbeit mit und an der hysterischen Struktur bis hin zu Freuds Leid mit Dora und Lacans Neulernen des Dora-Falles zeichnet sich durch eine gewitzte Wahrheit aus, auf die wir – alle ein bisschen hysterisch – wohl schon so manches mal trafen. Die unbestreitbare Stärke des Texts bleibt jedoch die Verdeutlichung des unausweichlich tragischen Ernsts der komödiantischen Hysterikerin, die uns so oft lachend verführt und dabei einsam verlässt.

Mai Wegener  
Jenseits des Phallus?

In ihrem Aufsatz *Jenseits des Phallus?* setzt Regula Schindler bei zwei

Behauptungen an, die in der Lacan-Rezeption zirkulieren: die des »Phallozentrismus« – als Vorwurf – und die eines »Jenseits des Phallus« – als Versprechen –, und sie bringt diese in Bewegung, dass es eine Freude ist. Es ist eine Bewegung der Entgrenzung, mit der sie die Frage des Phallus umkreist (ja, ja, Achtung Phallozentrismus), bis dieser als »exzentrischer Posten« eine Unmöglichkeit und keine Grenze mehr markiert.

Ja, Regula Schindler spricht Lacanesisch, aber sie tut das mit Verve und mit einer Klarheit, die geerdet ist in der Praxis und wach für die Details der Gegenwart. Sie hat einen Sinn für gute Lacan-Zitate und bringt die spannungsreichsten zusammen, darauf ist Verlass. Sie nimmt Leser und Leserinnen auf ihre Lektüre mit wie auf ein Schiff, das nicht in seichten Gewässern bleibt. Es sind bildende Texte für das Navigieren auf hoher See – und das heißt in Gegenden, in denen der Phallus als Leuchtturm dann außer Sicht ist.

Johannes Binotto  
Symbolische Mutter –  
Realer Vater

Wie bei den Fußballbildchen von Panini oder beim Quartettspiel gibt es auch beim Figurenpersonal der Lacanschen Theorie solche, die in der Rezeption höher gehandelt werden als andere. Das Symbolische ist meistens Trumpf. Das

Reale immer. Auf dem Imaginären bleibst du sitzen. Durch das routinisierte Spiel mit den Begriffen soll Überblick und Ordnung suggeriert werden, was angesichts Lacans wuchernder Texte umso verführerischer ist. Da bringt dieser Aufsatz mit der symbolischen Mutter und dem realen Vater zwei Joker auf den Tisch, die das ganze Spiel durcheinanderbringen. Nicht nur stehen die beiden quer zu allem, was wir über Schlagworte wie »Name-des-Vaters« oder »mütterliches Genießen« zu wissen glauben, sondern überhaupt soll zu jeglichem Versuch, aus der Lacanschen Lehre ein lexikalisches Wissen zu machen, das man sich gegenseitig um die Ohren hauen kann. Wozu dieser und auch die anderen Texte Regula Schindlers uns stattdessen anhalten, ist eine hartnäckige Lektüre im Dazwischen, in dem, was Lacan als »Halbsagen« (»mi-dire«) bezeichnet. »Ein Vater übt dann seine *reale* Funktion aus, wenn er sich in gewisser Weise dem Unbewussten überlassen kann; wenn er gar nicht daran glaubt, *den Alleskönner zu haben*, verpasst er seine Vaterfunktion, wenn er aber ganz und gar glaubt, ihn zu haben, läuft er Gefahr sich als perversen Meister zu installieren« (S. 89). Dass dieses Dazwischen, in dem sich Väter und Mütter, Töchter und Söhne, Autorinnen und Leser einfinden müssen, nichts mit lauwärmer Unentschlossenheit zu tun hat, sondern ein riskantes, queres und noch nicht kartografiertes Terrain

ist, diese Lektion habe ich bei Regula Schindler gelernt. Aber auch den Mut, dass man seine eigenen Karten dieses Terrains zeichnen, seine eigenen Lektüre der Lacanschen Begriffe versuchen darf, nein: muss.

Claus-Dieter Rath  
Es muss getan werden:  
zum Sublimieren

Angelpunkte dieses inspirierten und inspirierenden Textes zum Thema Sublimierung sind zwei von Freud in seinem Hysterie-Bruchstück gelieferte Wendungen: *kunstvoll gemachte Neubearbeitungen* (unbewusster »Regungen und Fantasien«) und *geschickt verwertete reale Besonderheit* (der Person und der Verhältnisse des Arztes; Freud, Sigmund: GW V, S. 280). Sie ermöglichen es der Autorin Wege durch das Freudsche und das Lacansche *Reale*, das *Ding (la chose)*, zu bahnen und uns über die Erhöhung des Objekts im künstlerischen Schaffen hin zum sich verändernden Diskurs der Analysanten zu führen. Die psychoanalytische Kur erscheint dabei als ein künstlerisch interpretierender Zugang zum eigenen *Ding*.

Wenn Regula Schindler das *Ding* spielerisch in »sein *Ding* machen« umsetzt, soll es wohl nicht um einen selbstgenügsamen Rückzug oder das »Jeder kocht sein eigenes Stüppchen« gehen, sondern um die Ausarbeitung von etwas nicht Greifbarem. Das heißt auch, so lese ich das, an kleinen

anderen und großen Anderen und an den Strukturen des gesellschaftlichen Bands etwas vom eigenen *Ding* zu entdecken und es mit zu formen, nicht bloß sozialen Imperativen zu folgen. Das Triebchickal Sublimierung ist eine exquisit *gesellschaftliche orientierte* Größe, weil es sich an sozialen Werten orientiert, für den Bestand des Sozialen sorgt und zugleich die darin enthaltenen (Trieb-)Bindungen umarbeitet.

Funktioniert beim Einzelnen die Sublimierung als dauerhafte Ent-Fixierung? Oder erstarrt der Prozess, nachdem sich ein verpflichtender *Stil* (»Es muss gemacht werden!«) gebildet hat, der sich zum »Charakter« verfestigt oder als Ich-Ideal oder Über-Ich-Äquivalent ein neuer Herr und Meister wird? Welche Chance hat die kindliche, spielerische Unbekümmertheit?

Christian Kläui  
Borromäischer Knoten

Die letzten Seiten des Intensiv-Bands von Regula Schindlers *fort-da* sind dem borromäischen Knoten gewidmet (S. 200 ff.). Aus dieser Perspektive der Verknotung begreift man einiges von Schindlers Zugang zum *fort-da* bei Freud. Eine Holzspule hängt an einem Stück Schnur in der Hand des kleinen Knirpses der Ernst – auch eine Verknüpfung. Die Holz-Hand-Verknüpfung. *Fort* und *da* ist, wie Schindler sagt, eine Sache flexibler Übergänge, Verschlingungen und

Kombinationen. Nicht die »beiharte Opposition« von *fort* und *da* interessiert Regula Schindler, sondern es sind die Subtilitäten, in denen sich das Gegensätzliche aufeinander bezieht, voneinander abhängt und miteinander verknotet findet, die Schindlers Spürlust anstacheln. »Das fort umhüllt, löchert, kreierte, vernichtet das da«, heißt es bei ihr in einer Sprache, die Mehrwert schafft und mit der die Schreiberin sich, darin Lacan wesensverwandt, zur Analysantin macht.

Ein Bild für ein *da* ohne *fort*, für ein *fort*, das kein *da* mehr hat, für etwas, das nicht die Auflösung des borromäischen Knotens ist, sondern das Zusammenleben seiner Ringe sozusagen, hat Regula Schindler in *Winken, ertrinken* geschaffen: Ein Toter muss es sein, der da, sinkend, nicht zu hören, spricht. Einer, der zu weit draußen ist, weil er gar nie herausgekommen ist aus dem Wasser, ein Leben lang nicht auf die Welt gekommen. Ohne Holzspule, an die er sich halten könnte, ohne Hand, die winken könnte, untergegangen im Meer, ohne Wendung zum Vater.

Die Wendung zum Vater, die *père-version*, ist eine Art *Basso continuo* in Schindlers Essaybänden, das auf vielfältige Weisen *fort* und *da* ist. Ein Lebensthema: »Die Art und Weise, wie einer und eine mit diesem ›Vater‹ zurechtkommt – seine/ ihre *père-version* – wird die je singuläre Wendung der Wahlen des Berufs- und Liebeslebens, der

Neigungen und Abneigungen, kurz des ›Lebenslaufs‹ notwendigerweise sinthomatisch prägen und färben.« (S. 201)

Und, so möchte ich hinzufügen, auch die Wendungen des Schreibens, in das Regula Schindler uns Einblick gewährt hat: Die Zu-Wendungen zu Giacometti, Claudel, Benjamin, Wedekind ...

Peter Widmer  
Giacometti-Essays

Vor bald einem halben Jahrhundert habe ich Regula erstmals getroffen, um eine Lektüre Lacans zu beginnen. Wir waren zu viert, lasen eine private Fassung des Seminars VIII (*Die Übertragung*).

Als einige Jahre später der *RISS* gegründet wurde, war bald auch Regula dabei. Aus dieser Zeit stammt ein Beitrag von ihr, der mich besonders interessierte, obwohl ich nicht genau weiß, warum: »Dekonstruktion des ödipalen Raums«. Ihre Ausführungen waren ungewöhnlich. So erwähnte sie einen Signifikanten – Sibirien – der für Giacometti wichtig war, weil er die Enge seiner gebirgigen Herkunft negierte, die Bedeutung des Blicks bis ins Unendliche betonte. Mit dem Blick konnte sie das Objekt *a* verwenden, das sie schon früh all denen entgegenhielt, die glaubten, Lacan allein mit dem Symbolischen erfassen zu können.

Nun spielt im zweiten Band der bei VISSIVO erschienenen

Ausgabe wiederum Alberto Giacometti eine Rolle. Regula hat weiter am Zugang zu seinem Werk gearbeitet, die Bedeutung des Blicks wird weiter differenziert. Davon zeugt ihr Kommentar zu dem 1919 gemalten Bild »Die Mutter des Künstlers«. Man stutzt, warum schreibt Giacometti nicht: »Meine Mutter«, oder »Gesicht meiner Mutter«? Den Schlüssel zum Verständnis gibt ein zweites, von Albertos Vater Giovanni 1923 gemaltes Bild: *Lo scultore / Der Bildhauer (Annetta und Alberto)*. Darauf ist Alberto zu sehen, wie er als Bildhauer seine Mutter anschaut, während sie die Augen niederschlägt, ihr Blick dennoch durch die Andeutung ihres Spiegelbildes präsent ist. Es ist der Blick des Vaters, der sich in diesem Bild objektiviert, mit dem sich Alberto über lange Jahre identifizierte und der strukturierend für das vier Jahre zuvor gemalte Bild seiner Mutter war.

Karl-Josef Pazzini  
»So unbildlich und real«.  
Bemerkungen zu Trieb,  
Stimme, Laut, Musikhören

Der Beitrag endet mit dem Satz: »Womit wir beim Trieb angekommen wären« (S. 49). Der Satz ist eine Zusammenfassung für das, was Regula Schindler in und an der Rezeption Lacans reizt. Und so wird sie zum Analysieren, zum Deuten, zum weiteren Schreiben gebracht. Sie beschreibt immer wieder die Grenze des Realen,

um über den Rand zu kommen. In der Überschrift sind die sublimierten, kulturellen Formen hörbar.

Dazu ist die »von Lacan hoch gewichtete mittlere grammatikalische Form der Trieb-Montage« notwendig: »Ich lasse mich hören« (S. 41).

Regula Schindler bricht eine passive, um Orthodoxie bemühte Lacanlektüre auf. Sie gibt Lacan die Gelegenheit, sich entkrustet hören zu lassen. Dieses Geschenk an Lacan wird für den Leser zur Gabe, in mehrfacher Hinsicht zur Aufgabe auch eben in der Version, aufgeben zu können, sich beeindrucken zu lassen und abwarten zu können, was daraus sprießen könnte. »Wer wüsste nicht, dass es Töne, Stimmen gibt, die diesen virtuellen Raum, und damit die Möglichkeit einer Antwort-Stimme verstopfen. Bleibt das Reden-als-ob, das Verstummen, das Schreien, das Ausrasten« (S. 43) – dies, eine Kurzfassung der Geschichte der Psychoanalyse.

Roni Weissberg  
Fort – Da. Extensiv: Das  
besondere Lacansche Objekt

In den Texten von Regula Schindler gibt es einige zentrale Verknotungsstellen, so die des Objekts *a* und besonders: die Sache der Übertragung, diejenige von und auf Freud, wie die von Lacan; dann ihre eigene auf die beiden großen Männer der Psychoanalyse; und hier natürlich auch die mei-

nige auf sie, die Autorin, Freundin: sie ist darauf aus, etwas von dem zu erheischen, was sich entzieht und doch Wesentliches ausmacht. Dabei meidet sie Konventionen, wie Lacan zu lesen, zu verstehen sei, sucht und überschreitet Grenzen. Zu dieser Suche hier einige Textstellen aus dem zweiten Band von *fort da*, dem extensiven.

Sie zitiert Lacan aus *Seminar VII, Ethik der Psychoanalyse*, »man überholt auch Freud nicht [...] Man bedient sich seiner«, und verweist auf zwei mögliche Positionen im Verhältnis zu dem, was sie als das vom »Meister-Wissen« eröffnete Feld bezeichnet: Man betrachtet von außen, bilanziert, vermisst, depariert (überholt) oder deplatziert sich, orientiert und bewegt sich im Inneren des Feldes (S. 111). Diese Unterscheidung ist Ausgangspunkt ihres Texts zum Verhältnis von Binswanger und Freud, der vielleicht stabilsten Freundschaft Freuds. Dabei verweist sie auf Binswangers störrische Liebe. Er folgt der Freudschen Lehre nicht, aber dem Mann Freud bleibt er Freund, lebenslang. Und so wenig Freud gewöhnlich solchen Widerspruch erträgt, so gibt es da ein X, das diese Freundschaft zusammenhält. Und Regula Schindler findet es im »Stück vom Körper« repräsentiert im geteilten Leid, der Krebskrankung, an der beide leiden, und im Verlust eigener Kinder, den sie zu ertragen haben. Was letztlich die zwei verbindet, ist für

Regula Schindler wohl im Kern der Lehre Lacans zu finden: der Zugang zum Objekt des realen Entzugs, dem das Symbol nicht beikommt, eben ein »Stück vom Körper« (S. 64). Und nichts lässt sie weniger unter den Tisch fallen als dieses Objekt.

Diese, ihre Art von Vertiefung und Sinnlichkeit findet sich auch im Text »Die Drogen-Protokolle Walter Benjamins«. Regula Schindler beschreibt Benjamins Versuch, Phänomene zu retten, jenseits jeder Konventionalität, durch »Aufweisung des Sprungs«, eines Bruchs in den Dingen; der Versuch diese zu retten gegen eine bestimmte Art von Überlieferung. Und so versteht sie auch, um was es Lacan in der Freudschen Sache geht. Benjamin geht es darum, »die Dinge aus ihrer gewohnten Welt zu locken und zu lockern« (S. 109). Im Rausch erscheinen die Dinge begehrens- und liebenswert. Die Konstruktion der Welt ist nicht ohne dieses kleine Objekt, nicht ohne die Libido und das Haschischrauchen nicht ohne Wirkung auf das Körperbild (S. 112). Der Rausch bewirkt Ausweitung, Verflüchtigung der Vorstellung (S. 114) oder gar Auflösung des Körperbilds als Depersonalisierung (S. 115). Dabei wendet sie sich gegen die unfruchtbare Rivalität zwischen Bild und Wort, der moralisierenden Höherbewertung des »Symbolischen« vor dem »Imaginären« (S. 118). —

William Kentridge: *In Verteidigung der weniger guten Idee. Sigmund-Freud-Vorlesung 2017*. Übersetzt von Sergej Seitz und Anna Wieder, eingeleitet von Erik Porath, Wien 2018: Turia und Kant

Rezensiert von Mai Wegener

Rezensiert von Mai Wegener  
Wien 2018: Turia und Kant  
eingeleitet von Erik Porath,  
Seitz und Anna Wieder,  
2017. Übersetzt von Sergej  
Idee. Sigmund-Freud-Vorlesung  
Verteidigung der weniger guten  
William Kentridge: In

Falls Sie das kleine Büchlein noch nicht gelesen haben, möchte ich Sie mit dieser Notiz dazu anregen, es zu tun. Den südafrikanischen Künstler William Kentridge zur Sigmund-Freud-Vorlesung einzuladen, war eine sehr gute Idee des Freud Museum in Wien und seine Antwort *In Verteidigung der weniger guten Idee* kommt als eine ebenso leichtfüßige wie inhaltlich gewichtige Rede daher, rückt sie doch das Randständige, Aussortierte, Ungeliebte, Unnütze, vom Scheitern bedrohte ... wieder dort hin, wo es in der Psychoanalyse hingehört: ins Zentrum der Aufmerksamkeit.

Ich musste an eine Formulierung aus dem *Wunderblock* denken, in dem die Psychoanalyse einmal von Norbert Haas auf der Seite des »schwächeren Arguments«<sup>1</sup> platziert wird. Er warnt dort vor der Versuchung, im Argument behaupten zu wollen, was so nicht zu behaupten ist. Die Freudsche Sache bedarf nicht besserer Argumente, sondern eines anderen Sprechens – eines Sprechens, so möchte ich sagen, das der Tatsache des Sprechens Gehör schenkt.

William Kentridge, berühmt für seine theatralisch-filmisch-collagenhaften Arbeiten, in denen Gegenstände, Schriftzeichen, Schattenrisse und etwa Sänger miteinander interagieren, die mal ganze Räume einnehmen oder mal nur ein Detail präsentieren, umkreist mit seinen Kunstwerken die Gewaltgeschichte Afrikas. Er nimmt die Traumata der Apart-

1) Norbert Haas, Exposé zu Lacans Diskursmathemen Teil I: »Die Plätze«. In: *Der Wunderblock. Zeitschrift für Psychoanalyse*. 1983, Heft 10, S. 18, 19. Im Netz zu finden unter: <https://www.freud-lacan-berlin.de/Texte/Wunderblock> (15. 6. 2019)

heid, der Ausbeutung und des Kolonialismus auf und geht dabei mit einem präzisen Gespür für den Umschlagspunkt einer konkreten Verankerung im Besonderen in die Öffnung vielfältiger Assoziationen vor, wo das Entfernteste plötzlich in Kontakt zu treten vermag.

Kentridge arbeitet in eben diesem Zwischenreich vor der Manifestierung des Sinns. Er hat, lacanianisch gesagt, ein Gespür für die Materialität des Signifikanten. Sehr handfest und auch komisch wird dies etwa im Abschnitt über die »Migration der Bilder«, der davon handelt, wie sich eine Landschaftszeichnung in Textzeilen hinein verlängern lässt, das heißt, wie die Elemente einer Zeichnung, darunter auch solche, die ihre Form noch gar nicht gefunden haben, zu Glyphen werden – ganz konkret, indem man sie ausschneidet, stabilisiert und schließlich in Blei gießt, als gälte es, das alte Bleisatzverfahren wiederzubeleben. Aber, pardon, ich sehe gerade, Kentridge lässt sie nicht in Blei, sondern in Bronze gießen ... lesen Sie also besser selbst.

Kentridges Arbeiten sind gebaut, wie Freud es vom Traum sagt: als Rebus, aus heteroklitischen Elementen, mit Buchstaben in freier Landschaft. Auch diese Vorlesung kombiniert den mündlichen Vortrag mit (zum Teil bewegten) Bildern (weshalb neben verschiedenen Abbildungen im Buch auch der Link angegeben

wird, unter dem der Vortrag im Netz zu finden ist). Er ist trefflich übersetzt und schwungvoll eingeleitet.

Kennzeichnend für Kentridges Vorgehen ist ein Wissen um die Unmöglichkeit des geraden Wegs, und auch ein ausgeprägter Sinn für das, was fehlt, für die Negation. Seine Berührung mit der Psychoanalyse tritt hervor, wenn Kentridge davon spricht, dass es ihm »um die Darstellung der bedeutungsgenerierenden Tätigkeit [geht], in die wir hineingezwungen sind und an der wir teilnehmen« (S. 43). Denn in diesem Feld arbeitet auch die Psychoanalyse, die im Subjekt den Zugang zu dieser Tätigkeit öffnet, um sich den Resten zuzuwenden, die sich ihr konstitutiv entziehen.

Kentridge umkreist in seiner Freud-Rede den Zusammenhang von »Gewissheit und Gewalt« (S. 69). Er tut das, ohne es groß herauszustellen, aber an einer Stelle benennt er ihn explizit. Und spätestens hier wird deutlich, wie sehr Kunst und Analyse, sofern sie sich der Verteidigung der Mehrdeutigkeit und des Äquivoks verschrieben haben, eine Aufgabe zukommt, die direkt in den politischen Raum eingelassen ist. Denn die Tilgung der Ambiguität geht immer in Richtung Diktatur. —

Körper (noch) ohne Geschlecht?  
Zur Ausstellung *Flying High. Künstlerinnen der Art Brut*

Von Ulrike Kadi<sup>1</sup>

Von Ulrike Kadi!  
Zur Ausstellung *Flying High. Künstlerinnen der Art Brut*  
Geschlecht?  
Körper (noch) ohne

Jan van Eycks Gemälde aus dem Jahr 1434, das unter dem Titel *Die Arnolfini-Hochzeit* bekannt ist, ist ein oft kommentiertes Werk der Londoner National Gallery, und, obwohl es so bekannt ist, ist vieles daran unsicher: Es ist nicht sicher, ob es die Arnolfinis sind, ob es sich um eine Hochzeit oder eine Verlobung handelt oder ob die rechts im Bild stehende Frau vielleicht gar nicht Giovanna Arnolfini, sondern die ein Jahr vorher verstorbene erste Frau von Giovanni Arnolfini, nämlich Costanza Trenta, ist und der Schleier ihren Status als längst verheiratete Frau anzeigt. Vor allem aber weiß niemand, ob die Frau mit dem großen grünen Bauch tatsächlich schwanger ist.<sup>2</sup>

Die Ausstellung *Flying High. Künstlerinnen der Art Brut*<sup>3</sup> warb auf Plakaten und auf dem Buchdeckel des Katalogs mit einem Sujet<sup>4</sup>, das keine Diskussionen wie jene über den Bauch der Frau des Arnolfini zulässt. Auf dem Ausschnitt aus dem *Breviario Grimani* (1950) von Aloïse Corbaz ist eine blond gelockte Halbfigur im Porträt zu sehen. Sie hat keine erkennbaren Arme und an der Stelle des Oberkörpers findet sich ein trichterförmiges Gebilde, aus welchem zwei Brüste herausblinzeln. Anders als bei den Arnolfinis ist hier deutlich zu sehen, was drin ist im Körper.

Die Ausstellung wählte mit ihrem Untertitel eine am Geschlecht orientierte Zugangsweise. Denn zahlenmäßig sind

Frauen in der Art Brut unterrepräsentiert<sup>5</sup> und – zu wenig beachtet – zu »Außenseiterinnen der Außenseiter«<sup>6</sup> geworden. Gegen diese Tatsache wollte sich die Ausstellung auf jenem Höhenflug wenden, den sie in ihrem Titel trug. Die Perspektive auf das weibliche Geschlecht im Produktionsprozess der Werke verwirrte nicht nur für die Dauer der Ausstellung und in Zeiten eines weit verbreiteten Unbehagens an manchem Geschlecht und eines parallel dazu wachsenden Queer-Bewusstseins, in denen alte, psychoanalytisch ohnedies fragwürdige Dichotomien wie jene zwischen Gender und Sex blass geworden sind. Sie verwirrte auch angesichts von künstlerischen Produktionen wie jenem Bild von Corbaz, das in seiner Invertierung von Außen und Innen mehr an Fantasien über den mütterlichen Körper und seine Inhalte als an den Körper einer Frau erinnert.

Auf Misleidy Castillo Pedrosos zwischen 2015 und 2018 entstandenen Arbeiten im Vorraum herrschte auf der Ebene des Dargestellten Geschlechtergerechtigkeit: Männliche und weibliche, an die Folgen von heftigem Bodybuilding erinnernde Figuren sowie von diesen losgelöste Köpfe, Hände und Füße sind mit kleinen, eng aneinandergereihten, braunen *Scotch*bändern an die Wand geklebt. Auch der im ersten Schauraum aufgestellte riesige, aus Baumarkt-Materialien wie Kabelbindern, Metallplatten und

luftgefüllten Plastikschläuchen gefertigte *Nanotyranus* (2013) von Julia Krause-Harder ließ die Frage nach dem Geschlecht (der Künstlerin wie der Darstellung selbst) mehr außen vor. Es sei denn, die Verwendung von solch technizistisch anmutendem Material wird stereotyp der Männerseite zugeordnet. Dann wären allerdings umgekehrt Judith Scotts aus Wolle verschiedenster Farben zusammengewickelte Objekte, deren Inneres auf immer verborgen bleibt, als weiblich anzusehen gewesen. Denn die mit Fäden weben, spinnen, stricken, sticken, häkeln und wickeln, das waren nicht nur in unseren Breiten häufiger die Frauen.

Insassinnen von psychiatrischen Anstalten um die vorletzte Jahrhundertwende sind solchen Beschäftigungen – es bleibt offen, ob mit oder ohne große Lust – nachgegangen. Davon zeugten in der Ausstellung eine Reihe von Leihgaben der Sammlung Prinzhorn – wie etwa Marie Liebs auf Holzfußboden fotografierte, sternartig drapierte Wäschebandformen *Ohne Titel* (1894), Miss G.s wild *Besticktes Taschentuch* (1897) oder Hedwig Wilms (1913–1915) gehäkeltes Krug- und Gießkannenensemble auf einem (ebenfalls gehäkelten) Tablett. Diese Produktionen stoßen seit Langem auf unterschiedliche Lesarten, werden dabei auch mit Blick auf geschlechtsspezifische Bedeutungen interpretiert.<sup>7</sup> Marie Liebs Bodenarbeiten etwa könnten –

wie manche meinen: in einer »forciert feministische[n] Perspektive«<sup>8</sup> – als Herrschaftskritik gelten, ebenso gut aber auch als spiritistisch inspirierter Beeinflussungswunsch oder einfach nur als Zimmerdekoration.<sup>9</sup>

Sind gehäkelte Gießkännchen und Krüge weiblich? Können Dinge noch ein anderes als ein grammatisches Geschlecht haben? Das hundert Jahre später gestaltete *Hochzeitskleid* (2012) von Birgit Ziegert, eine mit dickem schwarzen Faden zusammengehaltene, teilweise bestickte Menge von elfenbeinfarbenem, durchscheinend gewebtem Baumwollstoff, melancholisch auf dem Torso einer Schaufensterpuppe drapiert, verwies lose auf eine weibliche Braut. Weiblich ist das Kleid selbst wohl kaum. Auch die brustartigen Erhebungen in Yumiko Kawais bestickten Stoffstücken *Ohne Titel* (2005–2010) verknüpfen sich in Gedanken mit einem weiblichen Körper: Sechs bzw. acht Brustfantasien ragen nebeneinander heraus aus einem schwarzen und einem weißen Tuch. Die in der Fantasie partialobjekthaft von einem Körper abgetrennten Stücke sind Teil des Tuchgewebes geworden.

Ida Buchmanns Gemälde *Liebes-Paar in der Kiste* (1988), auf welchem die eine Figur durch zwei Brustscheiben auf dem runden Rumpf gegenüber der zweiten mit einem Gesicht auf dem runden Rumpf unterschieden ist, rührt an die benachbarte Frage nach der

Auslöschung von Grenzen zwischen Menschenkörpern und Sachen: Der Übergang zwischen Figuren und Kiste erfolgt bruchlos. Auch auf Laila Bachtiars ornamental aufgelöster Zeichnung *Krokodil Laila auf* (2001) verschmilzt eine menschenförmige Gestalt mit einem Fantasiekrokodil und scheint so die Grenzen zwischen Dingwelt und menschlicher Welt hinter sich zu lassen – hierin erinnernd an Lacans radikale Vorstellung vom Realen des Knotens als Träger eines Körpers<sup>10</sup>, der sich nicht auf einen physischen Körper beschränken lässt. Wo findet sich dann überall Geschlecht? Oder ist die Frage nach dem körperlichen Geschlecht eine Spur, die nirgendwohin führt? Anatomie als Schicksal<sup>11</sup> – das überzeugt schon lange nicht mehr. Madame Favres Gesichter aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit ihren feinlinig ausgeführten Haar- und Bartkonfigurationen lassen an Bartfrauen denken und erteilen einer einfachen Kopplung zwischen Geschlecht und körperlichem Phänotypus eine klare Absage. Was am Körper mit einem weiblichen Geschlecht verbunden werden könnte, wurde in der Ausstellung vielleicht dort am intensivsten spürbar, wo es wild oder ornamental umkreist wird wie in Sigrid Reingrubers Arbeiten, als gelte es vor allem, ein sexuelles Kraftzentrum zu markieren. Weibliche Körper blieben im Vergleich dazu blass. Ein expliziter

Kampf, wie ihn Künstlerinnen im vergangenen Jahrhundert jenseits der Art Brut um den Körper von Frauen geführt haben, wurde hier nicht fassbar.<sup>12</sup> Corbaz' Brust-Rumpf erinnert nur ganz entfernt an manches lebendige Objekt aus diesem Kampf, wie etwa an Birgit Jürgensens *Hausfrauen-Küchenschürze* (1975)<sup>13</sup> oder an Valie Exports *Tapp- und Tastkino* (1982)<sup>14</sup>.

In der Ausstellung *Flying High* wurden keine Brüste erstastet. Der Körper wurde mal zum Schema (wie in den Maschinenkörperarbeiten von Katharina oder in Karoline Roskopfs Kopffüßler-Serien aus den 1960er Jahren), mal zu einem Teil eines Ornaments (wie in Magde Gills mimiklosen Gesichtern in einem mit dichtem Bleistiftmustern bedeckten Bildhintergrund), mal zu etwas vor allem Sonderbarem (wie in Marguerite Burna-Provins Gesicht mit zwölf Augen, die auf einer, aus der Stirn wachsenden stierhörnerartigen Erweiterung des Kopfes platziert sind). Als ginge die Frage nach dem Geschlecht verloren, je länger der Blick auf die Körper dauert und lauert. »[W]as sich für das Sprechwesen repräsentiert, ist nur der Reflex seines Organismus.«<sup>15</sup> *Flying high* präsentierte die Arbeiten von einsamen Organismen, die sich in zerstückelten Formen, aber auch in bruchlosen Übergängen spiegeln. Vereinzelt fanden sich Schrifteinsprengsel in den Kunstwerken, die an eine Suchbewe-

gung denken lassen. Die Schrift lässt sich ja als eine Spur zu einem Objekt verstehen.<sup>16</sup> Paare tauchten in den Werken kaum auf, als würden hier gar keine »Signifikanten kopulieren untereinander im Unbewußten«<sup>17</sup>. Auf Jacqueline Barthes' kolorierter Zeichnung *Femme couchée* liegen zwei Figuren in schlafsackartigen Kokons nebeneinander. Ob die Protagonistin wohl vom Fliegenkönnen<sup>18</sup> träumt, das der Ausstellungstitel so prominent ins Zentrum rückte?

Wenn es sie überhaupt gab, dann waren die Objekte in den Werken dieser Ausstellung kleine: Emma Martis *Entenbabuschka* aus der Sammlung Morgenthaler führte zurück zum Bauch auf dem Arnolfini-Bild, zu Mutterschaft und mehr noch zum Kindsein. Ida Buchmanns *4 Razen* (1990) in einer blau kolorierten Blase in einem grauen Rumpf machten auf tierisch bedrohliche Abhänge von derartigen Bauchfantasien aufmerksam. Vielleicht wäre es für die Ausstellung passender gewesen, die Bilder von mehr oder minder unsexuierten Menschen und Tieren als »Rettungsbilder«<sup>19</sup> zu betrachten, als sinthomatische Bildungen aus einem »Schattenkabinett«<sup>20</sup>, in dem es (noch) kein Geschlecht gibt. —

- 1) Dieser Text wurde im Rahmen des FWF-Projekts *Topographien des Körpers: phänomenologische, genealogische und psychoanalytische Forschungen* (P25997-G22) verfasst.
- 2) Sie wurde in der Literatur zu diesem Bild bisweilen als schwanger bezeichnet. Es war allerdings damals durchaus üblich, die Fruchtbarkeit von Frauen mittels der Rundungen von Gewändern und Stoffen zu unterstreichen, sodass unter KunsthistorikerInnen heute Einverständnis darüber besteht, dass die Darstellung keine schwangere Frau zeigt.
- 3) *Bank Austria Kunstforum* Wien, 15. Februar bis 23. Juni 2019
- 4) Siehe unter <https://www.kunstforumwien.at/de/ausstellungen/hauptausstellungen/271/flying-high-kuenstlerinnen-der-art-brut> (1.7.2019)
- 5) Lombardi, Sarah: »Weibliche Art Brut im Sinne von Jean Dubuffet«. In: Brugger, Ingrid/Hannah Riegler, Veronika Rudorfer: *Flying High. Künstlerinnen der Art Brut*. Heidelberg 2019; Kehrer, S. 224–227, hier S. 225
- 6) Brugger, Ingrid: »Einleitung«. In: Brugger, Ingrid/Hannah Riegler, Veronika Rudorfer: *Flying High. Künstlerinnen der Art Brut*. Heidelberg 2019; Kehrer, S. 5
- 7) Vgl. als Beispiel Röske, Thomas: »Vom Feminismus zur Queer Theory«. In: Brugger, Ingrid/Hannah Riegler, Veronika Rudorfer: *Flying High. Künstlerinnen der Art Brut*. Heidelberg 2019; Kehrer, S. 220–223
- 8) Ebd., S. 221
- 9) Ebd., S. 222
- 10) Lacan, Jacques (o. J.): *Das Seminar XXII von Jacques Lacan*. Texterstellung durch J. A. Miller. RSI. 1974–1975. Herausgegeben vom Lacan-Archiv Bregenz 2012, S. 67
- 11) Vgl. Freud, Sigmund: »Beiträge zur Psychologie des Liebeslebens«. In: *Jahrbuch für psychoanalytische und psychopathologische Forschung* 1912, 4. Jg., Heft 1, S. 40–50, hier S. 50
- 12) Als Beispiel kann etwa Renate Bertelmanns Performance *Die schwangere Braut im Rollstuhl* (1978) dienen. Siehe unter <http://www.bertlmann.com/index.php?id=11&lang=de&page=performances&year=1978> (1.7.2019)
- 13) Siehe unter <https://birgitjuergensen.com/werke/fotos/ph1578> (1.7.2019)
- 14) Siehe unter <https://www.mumok.at/de/tapp-und-tastkino> (1.7.2019)
- 15) Lacan, XXII, S. 4
- 16) »Das Subjekt wird von einem Objekt verursacht, das nur mit einer Schrift feststellbar ist« Lacan, XXII, S. 22
- 17) Lacan, XXII, S. 48
- 18) Freud geht davon aus, »daß der Wunsch, fliegen zu können, im Traume nichts anderes bedeutet als die Sehnsucht, geschlechtlicher Leistungen fähig zu sein« Freud, Sigmund (1910): »Eine Kindheits-erinnerung des Leonardo da Vinci.« *GW VIII*, S. 128–211, hier S. 198
- 19) Waldenfels, Bernhard: *Erfahrung, die zur Sprache drängt. Studien zur Psychoanalyse und zur Psychotherapie aus phänomenologischer Sicht*. Frankfurt am Main 2019; Suhrkamp, S. 227
- 20) Waldenfels, *Erfahrung*, S. 233

Barron, Alejandra:  
*Professionelle Verformungen*

Die Psychoanalyse darf niemals eine normative Praxis werden. Aber ist sie schon eine geworden? Mit welcher\*m\*n \_\_\_\_\_ empfangen wir das Subjekt, das zu uns kommt, um zu sprechen? *Professionelle Verformungen* ist eine warnende Erinnerung, die wahre Bedeutung von Abstinenz und Ethik in der Psychoanalyse nicht zu vergessen, diesmal in Bezug auf das Feld der Transsexualität, ein Feld, das uns zwingt, unsere Theorien und auch unsere Vorurteile zu überprüfen. Eine Auseinandersetzung mit der Verrücktheit und mit dem Begehren, anlässlich der allgemeinen Kategorisierung von Trans\*phänomenen als Psychose.

Schlüsselbegriffe: Lacansche Psychoanalyse, Psychose, Transsexualität

\* \* \*

Coutinho Jorge, Marco Antonio und Pereira Travassos, Natália: *Die transsexuelle Epidemie: Hysterie im Zeitalter von Wissenschaft und Globalisierung?*

In diesem Artikel werden Fragen im Zusammenhang mit der Transsexualität untersucht, ausgehend vom psychoanalytischen Begriff der Hysterie als Grundstruktur des Subjekts. Die beeindruckenden Epidemien der Hysterie, die im Laufe der Geschichte aufgetreten

sind, zeigen, wie die Hysterie radikale Fragen nach dem Rätsel der sexuellen Differenz aufwirft, die sich auf das vorherrschende Wissen jeder Epoche beziehen. Zur Beantwortung der Frage nach dem Platz der Hysterie in gegenwärtigen Zeit gehen wir von folgender Hypothese aus: Die bedeutendste Form der heutigen Hysterie ist die Epidemie der Transsexualität, die in der Begegnung mit dem in der globalisierten Kultur vorherrschenden wissenschaftlichen Diskurs entsteht.

Schlüsselbegriffe: Psychoanalyse, Hysterie, Transsexualität, Epidemie

\* \* \*

Czermak, Marcel: *Der Transsexualismus: Kleine Taschenklinik für den Gebrauch des zeitgenössischen Psychiaters*

Ausgehend von Lacans Psychosentheorie stellt der Artikel die Theorie vom transsexuellen Wahn in kondensierter Form dar. Der reine Transsexualismus ist in den Augen des Autors nur der lokale und exemplarische Fall der wesentlichen Transsexualisierung in allen Psychosen. Einige Charakteristika des Transsexualismus wie die Verwerfung des Phallus oder der Hüllenwahn werden in Abgrenzung zum perversen Transvestismus dargestellt. Die Rolle der Mediziner und der Juristen, die Gefahr laufen, als

nicht-barrierte Andere die perversen Partner der Transsexuellen darzustellen, sowie eine allgemeine kulturelle Tendenz zur sozialen Perversion und zur Entdifferenzierung der Geschlechter werden kritisiert.

Schlüsselbegriffe: Psychose, Transsexualität, Transsexualismus, Wahn, Transvestismus, Lacan

\* \* \*

Gherovici, Patricia: *Lacans Gender Trouble: Henri und Michel H.*

Nur wenige haben je von Jacques Lacans klinischer Arbeit mit Patienten mit gender trouble gehört. Die Autorin fokussiert sich in ihren Veröffentlichungen *Please Select Your Gender* und *Transgender Psychoanalysis* auf relativ unbekannte von Lacan behandelte Transgender-Fälle. Im folgenden Artikel kehrt sie zu neuen Aspekten dieser klinischen Interventionen von Lacan zurück. Ihr Ziel ist es, Lacans nuancierte Position zu untersuchen, die häufig missinterpretiert wurde. In der Auseinandersetzung mit Lacans Werk schlägt sie eine psychoanalytische Praxis vor, die von einer verkörperten Ethik des Begehrens geleitet ist, die es ermöglicht, Sexualität neu zu denken, indem sie die in der Sexualität eingeschriebene Präsenz des Todes ernst nimmt.

Schlüsselbegriffe: Transsexualität, Transgender, Lacan, Gender Trouble, Psychoanalyse

Härtel, Insa und Kadi, Ulrike: *Ein Jahr filmen: (Trans-)Sexuelle Konstellationen*

Der semidokumentarische Film *52 Tuesdays* (AU 2013, R: Sophie Hyde) erzählt die *Coming of Age*-Geschichte eines 16jährigen Mädchens, dessen Mutter ein männlicheres Geschlecht annimmt. An den 52 Dienstagen eines Jahres gedreht, widmet sich auch die filmische Narration diesen Wochentagen: Konfrontiert mit dem Wunsch der Mutter, im Zuge der Geschlechtsangleichung für ein Jahr alleine zu wohnen, wird Billie zu ihrem Vater ausquartiert und sieht die Mutter nur einmal wöchentlich. Und ebenso wie sich der Film als Medium der Sichtbarmachung eigens thematisiert, richten sich die in ihm unter anderem verhandelten (trans-)sexuellen Wünsche mit verschiedenen Mitteln auf die visuelle Wahrnehmung aus. Zusammengekommen stellt *52 Tuesdays* die Frage, inwiefern sich der Zugang zu Gender und Sexualität optisch generiert – und kann dabei wie nebenbei psychoanalytische Zugangsweisen zwischen Lacan und Laplanche erproben.

Schlüsselbegriffe: Erregung, Transsexualität, Coming of Age, Filmanalyse

Lahl, Aaron: *Please Select Your Lacan: Eine Auseinandersetzung mit Marcel Czermak und Patricia Gherovici*

Der Beitrag setzt sich mit den Artikeln von Marcel Czermak und Patricia Gherovici auseinander. Czermaks Theorie, die Transsexualismus subsumtionslogisch als psychotisch begreift, wird für ihre Abdichtung gegenüber der Vielfältigkeit von Transphänomenen kritisiert. Czermaks lacanianischer Sexualekstraversionismus stehe zudem im Widerspruch zu Lacan. Gherovicis Entwurf, wie etwa ihre Auslegung von Lacans Sinthomtheorie, sei hingegen nicht nur zeitgemäßer, sondern offener und unvoreingenommener im Zugang zu Transgeschlechtlichkeit. Ihre Auslegung der Fallgeschichten Lacans, insb. des Falls Michel H., ist in den Augen des Autors allerdings einseitig.

Schlüsselbegriffe: Transsexualität, Transgender, Lacan, Patricia Gherovici, Marcel Czermak

\* \* \*

Wegner, Dr. Doris M.: *Ausbildung zur tiefenpsychologischen Psychotherapeutin als Transgender – Erfahrungssplitter*

Im Beitrag wird geschildert, auf welche Reaktionen eine transidente Frau trifft, die sich zur Psychotherapeutin ausbilden lassen will. Über eine 3-jährige

Ausbildung wird berichtet unter besonderer Berücksichtigung des angestammten medizinischen Umfeldes und des neuen Berufsfeldes. Die Autorin konstatiert eine wenig subtile Mischung aus Unverständnis, Machtmissbrauch und Bedrohung.

Schlüsselbegriffe: Ausbildung, Transgender

Barron, Alejandra  
Lic. Alejandra Barron (UNC) ist geboren, aufgewachsen und ausgebildet in Córdoba, Argentinien. Sie ist Psychoanalytiker\*in und Supervisor\*in nach Freud und Lacan, psychologische\*r Psychotherapeut\*in und Gutachter\*in nach dem Transsexuellengesetz. Seit 2010 lebt sie in Berlin, wo sie sich neben ihrer Praxistätigkeit der Kooperation mit therapeutischen – spezifisch für Transgender-Menschen – Projekten verschrieben hat. Weitere Informationen unter: [www.psicocanalisis-berlin.com](http://www.psicocanalisis-berlin.com)

Becker, Katrin  
M. A. – Studium der Literaturwissenschaft, Religionswissenschaft und Philosophie an der Universität Erfurt. Mitherausgeberin von *Junktim. Forschen und Heilen in der Psychoanalyse*. Gegenwärtig Studium der Psychologie in Berlin.

Binotto, Johannes  
Dr. phil., Kultur- und Medienwissenschaftler und freier Autor. Post-Doc-Researcher am Englischen Seminar der Universität Zürich, Vertretungsprofessur am Seminar für Medienwissenschaft, Universität Basel. Kurse zu Film & Psychoanalyse an der Psychiatrischen Universitätsklinik (Burghölzli) und am Lacan Seminar Zürich. Buchpublikation: *TAT/ORT. Das Unheimliche und sein Raum in der*

*Kultur* (Diaphanes). Intensive Publikations- und Vortragstätigkeit zu den Schnittstellen zwischen Medien-, Literatur- und Kulturwissenschaft, Psychoanalyse und Technikphilosophie. Homepage: [www.binotto.ch/johannes](http://www.binotto.ch/johannes)

Bock, Rebecca  
geb. 1958 in Berlin, schreibt gerne, ist als Teil der Transgendercommunity engagierte Aktivistin für die Akzeptanz transsexueller Menschen in der Gesellschaft und oft mit ihren Märchen unterwegs.

Coutinho Jorge, Marco Antonio ist Psychoanalytiker, Psychiater und Gastprofessor am Institut für Psychologie (Universidade do Estado do Rio de Janeiro), wo er im postgradualen Bereich Psychoanalyse unterrichtet. Er ist Direktor der Abteilung des *Corpo Freudiano* in Rio de Janeiro und Mitglied der *Assoziation Insistance* und der *Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Psychiatrie und Psychoanalyse*. Im Verlag Zahar veröffentlichte er *Transsexualidade: O corpo entre o sujeito e a ciência* (gemeinsam mit Natália Pereira Travassos, 2018), *Fundamentos da psicanálise: De Freud A Lacan* (3 Bde.: 2003, 2010, 2017) und leitet die Sammlung *Transmissão da Psicanálise*.

Gherovici, Patricia  
ist Psychoanalytikerin und psychoanalytische Supervisorin. Sie ist Mitbegründerin und Leiterin der *Philadelphia Lacan Group* und des Instituts *Psychoanalytic Studies Minor* an der Universität von Pennsylvania (PSYS), Ehrenmitglied des *Institute for Psychoanalytic Training and Research* (IPTAR) in New York City und Gründungsmitglied von *Das Unbehagen*.

Sie veröffentlichte unter anderem *The Puerto Rican Syndrome* (Other Press: 2003), Gewinner des Gradiva Awards und des Boyer Preises, *Please Select Your Gender: From the Invention of Hysteria to the Democratizing of Transgenderism* (Routledge: 2010) und *Transgender Psychoanalysis: A Lacanian Perspective on Sexual Difference* (Routledge: 2017). Sie veröffentlichte zwei Sammelbände mit Manya Steinkoler: *Lacan On Madness: Madness, Yes You Can't* (Routledge: 2015) und *Lacan, Psychoanalysis and Comedy* (Cambridge University Press: 2016). Zuletzt veröffentlichte sie einen Sammelband mit Chris Christian: *Psychoanalysis in the Barrios: Race, Class, and the Unconscious* (Routledge: 2019).

Grath, Anna  
Fundstücke und Alltagsmaterialien nutzt Anna Grath häufig, die sie, einem Gärtner gleich, der neue Kreuzungen und Sorten außergewöhnlicher Pflanzen züchtet, miteinander kombiniert. Es geht in

ihren konstruktiven und minimalistischen Arbeiten um Prinzipien der Zucht, des Wachstums sowie der Erziehung, Restriktion und Diktat.

Gorey, Edward  
Edward Gorey (1925–2000) war ein US-amerikanischer Autor und Illustrator, bekannt für seine schwarzweiß schraffierten Zeichnungen, mit denen er eigene und Bücher anderer Autoren illustrierte, kommentierte, übersetzte. Die eigenen Werke hatten oft Comicform. Er erhielt den Deutschen Jugendbuchpreis und ein Publikationsverbot wegen Pornographie vom österreichischen Innenministerium.

Härtel, Insa  
Prof. für Kulturwissenschaft mit Schwerpunkt Kulturtheorie und Psychoanalyse, International Psychoanalytic University Berlin (IPU). <https://www.ipu-berlin.de/professoren/haertel-insa/>

Kadi, Ulrike  
Assoc. Prof., Priv.-Doz., DDr., Psychoanalytikerin (WAP/IPA), Philosophin, Fachärztin für Psychiatrie und Psychotherapeutische Medizin an der Universitätsklinik für Psychoanalyse und Psychotherapie der Medizinischen Universität Wien sowie in freier Praxis. Forschungsschwerpunkte: Theorien des Körpers, strukturelle

Psychoanalyse, Geschlechterforschung. Rezente Publikationen: Gem. mit Sabine Schlüter, Elisabeth Skale (Hg.): *Mutter, Vater und andere Genealogien. Sigmund Freud Vorlesungen 2018*. Wien 2019: wiener psychoanalytische akademie. Gem. mit Katharina Leithner-Dziubas: »Das Monster einer zweibeinigen Gebärmutter. Leihmutterchaft als Ortswechsel«, in: *Feministische Studien* 1/19, S. 14–29. »Von innen aufgefressen? Facetten des Körperraums in Psychoanalyse und Medizin«, in: Hierdeis, Helmwart; Martin Scherer (Hg.): *Psychoanalyse und Medizin. Perspektiven, Differenzen, Kooperationen*. Göttingen 2018: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 101–122.

Kläui, Christian  
ist Psychiater, Psychoanalytiker, Supervisor und Dozent in der psychoanalytischen Weiterbildung in Basel. Er ist Autor der Bücher *Psychoanalytisches Arbeiten. Für eine Theorie der Praxis* (Hans Huber 2008) und *Tod – Hass – Sprache. Psychoanalytisch* (Turia und Kant 2017) sowie Verfasser vieler Aufsätze zu Theorie und Technik der Psychoanalyse. Er war auch langjähriger Mitherausgeber der Zeitschrift *RISS*.

Lahl, Aaron  
studiert Psychologie in Berlin. Gemeinsam mit Patrick Henze und Victoria Preis hat er den

Sammelband *Psychoanalyse und männliche Homosexualität: Beiträge zu einer sexualpolitischen Debatte* (2019, Psychosozial-Verlag) herausgegeben. Zuletzt Rezensionen und Übersetzungen für den *RISS*. Arbeitsschwerpunkte: Sexualforschung, Psychose, Lacan, Laplanche.

Meisterhans, Nadja  
Dr. phil. Postdoc/Senior Lecturer an der JKU Linz am Institut für Gesellschafts- und Sozialpolitik. Arbeitet in feministischer und ideologiekritischer Perspektive an der Schnittstelle zwischen Politischer Theorie und Psychoanalyse im Besonderen zum Verhältnis von Kritischer Theorie und Psychoanalytischer Sozialpsychologie. Mitgründerin des Arbeitskreises »Psychoanalyse und Kritik. Transdisziplinäre Perspektiven« der Gesellschaft für Psychoanalytische Sozialpsychologie. Aktuelle Publikation: »Wider dem Tod der feministischen Utopie – Zum emanzipatorischen Potential radikalfeministischer und postkolonialer Ansätze in Zeiten des autoritären Backlashs«. In: *Femina Politica – Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft*. 2019, 28. Jg., Heft 1: Her mit der Zukunft?! Feministische und queere Utopien und die Suche nach alternativen Gesellschaftsformen, S. 72–84.

Pazzini, Karl-Josef  
studierte Philosophie, Theologie, Erziehungswissenschaft, Mathematik, Kunstpädagogik. Arbeitet als Psychoanalytiker in Hamburg und Berlin. Er war von 1993 bis 2014 Professor für Bildende Kunst und Erziehungswissenschaft an der Universität Hamburg. Arbeitsschwerpunkte sind Bildung vor Bildern, Psychoanalyse & Lehren, Heilsversprechen, psychoanalytisches Konzept der Übertragung, Pornographie.

Pereira Travassos, Natália  
ist Psychoanalytikerin, Mitglied des *Corpo Freudiano* (Abteilung Rio de Janeiro) und engagiert sich ehrenamtlich für eine Rainbow Gruppe von LGBT-Bürgern. Sie hat einen Master-Abschluss in Psychoanalyse (Universidade do Estado do Rio de Janeiro) und einen postgradualen Abschluss vom Hospital Universitário Clementino Fraga Filho (Universidade Federal do Rio de Janeiro) aus dem Programm »Multiprofessioneller Aufenthalt für Gesundheit«. Zusammen mit Marco Antonio Coutinho Jorge veröffentlichte sie *Transsexualidade: O corpo entre o sujeito e a ciência* (2018).

Robinet, Jayrôme C.  
geboren 1977 in Nordfrankreich, ist Spoken-Word-Künstler, Autor und Übersetzer. Er ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der

Universität der Künste Berlin und promoviert über Performance Poetry in queer-feministischen Kontexten am internationalen DFG-Graduiertenkolleg. Robinet wurde mit zahlreichen Preisen und Stipendien ausgezeichnet. Zuletzt erschien: *Das Licht ist weder gerecht noch ungerecht* (2015, w\_orten & meer) und *Mein Weg von einer weißen Frau zu einem jungen Mann mit Migrationshintergrund* (2019, Hanser). Er lebt in Berlin.

Schmidt, Herrmann (\*1984 Weimar) studierte Bildhauerei und architekturbezogene Medien bei Monika Brandmeier an der Hochschule für Bildende Künste in Dresden. In überwiegend grafisch-pittoresken Ebenen bewegt sich sein Repertoire von Ölmalerei über Zeichnungen bis hin zu installativen Arbeiten mit Fotos und Videos. Weitere Informationen finden Sie unter: herrmannxschmidt.blogspot.de

Rath, Claus-Dieter Dr. rer. soc., Psychoanalytiker in Berlin. Mitbegründer der Freud-Lacan-Gesellschaft in Berlin, des Psychoanalytischen Kollegs und der Fondation Européenne pour la Psychanalyse. Veröffentlichungen: Fragen der psychoanalytischen Praxis, der Geschichte der Psychoanalyse und der Massenpsychologie des Alltagslebens. *Der Rede Wert. Psychoanalyse als Kulturarbeit*

(2013); *Einige Beziehungen zwischen Lacan'scher jouissance und Freud'scher Lust* (2017), *Grundsprache und lalangue* (Schreiber, Freud, Wittgenstein, Lacan) (2015), *Die »neuerliche Prüfung« als Ziel der Konstruktionen in der Analyse. Drei Arten der Verwerfung bei Freud* (2013). Im September 2019 erscheint *Sublimierung und Gewalt: Elemente einer Psychoanalyse der aktuellen Gesellschaft* (psycho-sozial).

Wegener, Mai Psychoanalytikerin in freier Praxis in Berlin. Miteröffnerin des *Psychoanalytischen Salons Berlin* (<http://www.pasberlin.de>) und der *Psychoanalytischen Bibliothek Berlin* (<http://psybi-berlin.de>). Publiziert und lehrt zur Psychoanalyse und im Feld der Kulturwissenschaften. Jüngste Publikationen: »Nicht den Sinn, sondern den Körper treffen: Deuten in der Psychoanalyse«. In: *Was heißt Deuten?* Hg. v. Susanne Lüdemann, Thomas Vesting, München 2017. »Begehren, Gesetz und Genießen. Zu Lacans Interpretation des Abraham-Opfers«. In: *Gesetz und Begehren. Theologische, philosophische und psychoanalytische Perspektiven*. Hg. v. Angelica Löwe, Roman Lesmeister, Daniel Krochmalnik u. a. Freiburg, München 2017

Wegner, Dr. Doris M. geboren in Bad Homburg v. d. H. (1963), aufgewachsen in Berlin.

Studium der Medizin an der Freien Universität Berlin (1982–1988), fachärztliche Ausbildungen in England und Deutschland (1988–1994), Fachärztin für Urologie (1994), Fellow European Board of Urology Rotterdam (1996), stellvertretende Klinikleitung in Gehrden, Niedersachsen (1996–1998), eigene Praxis und belegärztliche operative Tätigkeit incl. Ausbildung der Assistenzärzte der Charité (1998–2016), Zusatzweiterbildung Psychotherapie (2015–2018), seit November 2018 angestellte ärztliche Psychotherapeutin.

Weissberg, Roni geboren 1954 in Zürich, Studium der klinischen Sozialarbeit in Jerusalem sowie der klinischen Psychologie und Ethnopsychanalyse in Zürich. Arbeitet als Psychoanalytiker, Psychotherapeut und Supervisor in eigener Praxis. Lehrtätigkeit am Psychoanalytischen Seminar Zürich (PSZ). Diverse Publikationen zu Sprache und Körper und zu Fragen der klinischen Praxis.

Widmer, Peter Dr. phil., Initiant und Mitbegründer (mit Dieter Sträuli) der Zeitschrift *R.I.S.S.* Psychoanalytiker in eigener Praxis in Zürich; Lehraufträge an der Universitäten Zürich, Innsbruck und Fachhochschulen; Gastprofessur an der Universität Kyoto; Lektorat an der Columbia

University New York. Mitbegründer des Lacan Seminar Zürich und der Assoziation für die Freudsche Psychoanalyse (AFP). Buchpublikationen: *Subversion des Begehrens* (Fischer, dann Turia und Kant); *Angst* (transcript); *Metamorphosen des Signifikanten* (transcript); *Der Eigennamen und seine Buchstaben* (transcript). Zahlreiche Vorträge in der Schweiz und im Ausland.

## Heftankündigungen

### RISS 92

Psychiatrie. Was erreicht die Psychoanalyse?

Psychiatrie steht als medizinisches Fach und Institution des Gesundheitssystems unter dem stetigen Einfluss eines positivistischen, biologisch-technischen Diskurses, der mit normativen Ideologien und erdrückenden Effizienzforderungen die alltägliche Praxis prägt. Nicht nur droht die Singularität der Subjekte, deren Leiden, dessen unbequeme Wahrheiten sowie verstörende Produktionen – kurz die *Un-Vernunft* –, darin übersehen und verleugnet zu werden. Auch erscheinen Psychiatrie und psychiatrisches Denken, in flagrantem Vergessen ihrer Geschichte, die voller Potenzial für die Wahrung des Einzelnen ist. Die Psychoanalyse, weit davon entfernt, die freudsche Prophezeiung einzulösen, dass sie bald die Psychiatrie erobern wird, steht als schwach institutionalisierter Diskurs, der sich hierzulande im Wesentlichen auf die auf exklusiver Begegnung beruhende langwierige Praxis zurückgezogen hat, der Psychiatrie diametral entgegen. Das Verhältnis von Psychiatrie und Psychoanalyse ist daher von Missverstehen und Misstrauen geprägt. *RISS 92* will diese Frontstellung reflektieren und sich zugleich Experimenten, Erfahrungen und Begegnungen zuwenden – dem Dialog zwischen Psychiatrie und

Psychoanalyse. Was erreicht die Psychoanalyse aus der Welt der Psychiatrie heute noch, sowie umgekehrt, was und wer ist dort zu erreichen?

Konzeption des Hefts:

Marcus Coelen, Judith Kasper, Karl-Josef Pazzini und Alexandre Wullschlegler.

### RISS 93

Islam

Anders als Judentum und Christentum ist der Islam von der Psychoanalyse lange Zeit kaum befragt worden. Das ändert sich nun, vor allem ausgehend von der Frage, wie die islamistische Radikalisierung zustande kommt – zu deren Beantwortung der analytische Zugang freilich mit historischen und politischen Analysen zusammengehen muss. Das Heft setzt daher auf gemischte Zugänge, um die Umbrüche, die sich im Islam gegenwärtig vollziehen, in den Blick zu nehmen. Es werden u. a. einige der Beiträge des Ende März 2019 vom *Psychoanalytischen Salon Berlin* und der *Psychoanalytischen Bibliothek* gemeinsam veranstalteten Workshops »Islam – Psychoanalyse – Fethi Benslama und andere Versuche« darin nachzulesen sein.

Konzeption des Hefts von Sandrine Aumercier, Susanne Lüdemann, Thomas Scheffler und Mai Wegener.

Heftankündigungen

## RISS-BEIRAT

Monique David-Ménard (Paris)  
Mladen Dolar (Ljubljana)  
Maire Jaanus (New York)  
Antonello Sciacchitano (Milano)  
Sam Weber (Paris)  
Slavoj Žižek (Ljubljana)  
Hans Saettele ( Mexiko)  
Juliet Flower Mac Cannell (Irvine)  
Bruce Fink (New York)  
Renata Salecl (Ljubljana)  
Alenka Zupančič (Ljubljana)  
Cormac Gallagher (Dublin)

## AUTOR\*IN WERDEN

Eingeladen zu Beiträgen sind alle, die Texte, kombinierte Text- und Bildbeiträge, auch Audiobeiträge verfassen. Ungefähre Länge: bis 12 Seiten (ca. 30.000 Zeichen). Wir bitten um gleichzeitige Zusendung eines Abstracts auf Deutsch, Englisch und Französisch (ca. 400 Zeichen), 5 bis 10 Keywords und eines Kurz-Curriculums (ca. 400 Zeichen).

Redaktion:

pazzini.riss@textem.de  
Karl-Josef Pazzini  
Pestalozzistr. 103  
D-10625 Berlin

Details zur Texteingabe finden Sie auf unserer Homepage [www.textem.de/riss.html](http://www.textem.de/riss.html)

## LESER\*INNENSCHAFT

Als Leser wünschen wir uns neben praktizierenden Psychoanalytikern jene, die dort arbeiten, wo etwas unerhört ist. Nicht nur Sprachwissenschaftler, Philosophen, Künstler, Kulturschaffende, Pädagogen, Historiker, Ethnologen, sondern alle, die an Grenzen leben oder arbeiten. *RISS* ist weltweit in vielen Bibliotheken online oder physisch erhältlich und bleibt als Arbeitsinstrument weit über das Erscheinungsdatum hinaus aktuell.

Anzeigen / Bestellungen /  
Medienkontakt  
Wir freuen uns auf Ihre  
Kontaktaufnahme:  
[riss@textem.de](mailto:riss@textem.de)

In diesem neuen elektronischen Format erscheinen fortan die Originalversionen der im *RISS* übersetzten Beiträge, aber auch Essays, die die Artikel im Heft ergänzen sowie Texte aktueller Relevanz. Wir starten mit folgenden Beiträgen:

→ Alejandra Barron: »Deformaciones Profesionales«. Auf Deutsch erschienen als: »Professionelle Verformungen«. In: *RISS – Zeitschrift für Psychoanalyse*. 2019, Heft 91.

→ Marco Antonio Coutinho Jorge e Natália Pereira Travassos: »A epidemia transexual: histeria na era da ciência e da globalização?«. Erstmals erschienen in: *Revista Latinoamericana de Psicopatologia Fundamental*, 2017, 20 Jg., Heft 2, S. 307–330. DOI: <http://dx.doi.org/10.1590/1415-4714.2017v20n2p307.7>. Auf Deutsch erschienen als »Die transsexuelle Epidemie: Hysterie im Zeitalter von Wissenschaft und Globalisierung?«. In: *RISS – Zeitschrift für Psychoanalyse*. 2019, Heft 91. Übersetzt von Alejandra Barron.

→ Marcel Czermak: »Le Transsexualisme: Petite Clinique Portative à l'Usage du Psychiatre Contemporain«. In: *Journal français de psychiatrie* (JFP), 1997, Heft 5, sowie in Czermak, Marcel: *Patronymies: Considérations cliniques sur les psychoses*. Toulouse 2012: Érès, S. 51–66. Auf Deutsch erschienen als »Der

Transsexualismus: Kleine Taschen-klinik für den Gebrauch des zeitgenössischen Psychiaters«. In: *RISS – Zeitschrift für Psychoanalyse*. 2019, Heft 91. Übersetzt von Aaron Lahl und Alexandre Wullschlegler.

→ Patricia Gherovici: »Lacan's Gender Trouble: Henri and Michel H.« Erschienen als »Transgender expressions and Psychosis: Towards an Ethics of Sexual Difference«. In: *British Journal of Psychotherapy*. 2019, Jg. 35, Heft 3, S. 417–430. Auf Deutsch erschienen als »Lacans Gender Trouble: Henri und Michel H.«. In: *RISS – Zeitschrift für Psychoanalyse*. 2019, Heft 91. Übersetzt von Jonas Diekhans.

→ Jacques Lacan: »Entretien avec Michel H.« Erschienen in: Czermak, Marcel & Frignet, Henry (Hg.): *Sur l'identité sexuelle: à propos du transsexualisme*. Paris 1996: Éd. de l'Association freudienne, S. 312–350. Auf Deutsch erschienen als *Jacques Lacan: Michel H. – Eine Krankenvorstellung*, ein *RISS+*-Heft zum Thema Trans. Übersetzt von Alexandre Wullschlegler und Aaron Lahl. Hamburg 2019: Textem.

→ Annette Runte: »Ne devient pas fou qui veut«. Von der transsexuellen Obsession zur »transgender-Diversität« (Vortrag vom 8. 12. 2018 im Seminar von Claus-Dieter Rath, Berlin)

Patrick Henze, Aaron Lahl, Victoria Preis (Hg.)  
**Psychoanalyse und männliche Homosexualität**  
 Beiträge zu einer sexualpolitischen Debatte

Wolfgang Hegener  
**Schuld-Abwehr**  
 Psychoanalytische und kulturwissenschaftliche Studien zum Antisemitismus



330 Seiten • Broschur • € 34,90  
 ISBN 978-3-8379-2880-8

Henze, Lahl und Preis machen ernst mit der Aufarbeitung der Geschichte der Antihomosexualität in der Psychoanalyse. Sie verdeutlichen, dass auch die Psychoanalyse von der Schwulenbewegung und ihren TheoretikerInnen profitieren kann. Die Autorinnen und Autoren des Bandes plädieren dafür, die derzeit marginalisierte Triebtheorie wieder in den psychoanalytischen Diskurs zu holen und sie für ein Verstehen sexueller Erscheinungen in all ihren Facetten produktiv zu machen. Dabei stellen sie auch heikle Themen wie Promiskuität, Analverkehr, Pädosexualität und HIV in ein neues Licht.



291 Seiten • Broschur • € 34,90  
 ISBN 978-3-8379-2854-9

Dieses Buch bietet eine systematische Analyse des abendländischen Antisemitismus unter einer psychoanalytischen Perspektive. Das Verbindende seiner verschiedenen Grundformen (christlicher Antijudaismus, rassistischer Antisemitismus, sekundärer Antisemitismus und islamistischer Antisemitismus) wird in der Abwehr von depressiver Schuld gesehen.

# INDIECON GOES FRANKFURT BOOK FAIR 2019



MEET THE MAKERS OF:

Dummy  
 Das Wetter  
 Edit  
 reportagen  
 form  
 gentle rain  
 Prothese  
 Almost 30

Riss  
 Sand Journal  
 Kultur & Gespenster  
 Die Epilog  
 mosaik  
 c/o Vienna  
 ZurQuelle

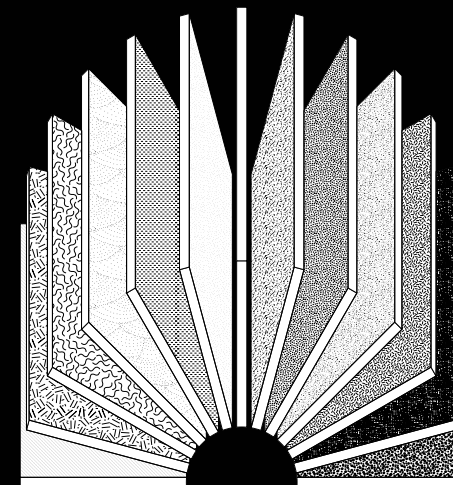
Buy independent publications from all over the world

Join us at the fountain at Indiecon Island Halle 4.1

#fbm19  
 #indieconisland  
 Indiemags.de



Tickets at:  
[www.buchmesse.de/visit](http://www.buchmesse.de/visit)



Herausgeber: Karl-Josef Pazzini	Gestaltung: Christoph Steinegger / Interkool	Natália Pereira Travassos Mai Wegener Doris M. Wegner Roni Weissberg Peter Widmer
Mitheraus- geber*innen: Marcus Coelen Judith Kasper Mai Wegener	Korrektur/Lektorat: Nora Sdun, Gustav Mechlenburg (Textem)	Werke von Anna Grath fotografiert von Robert Schlossnickel, <i>Meltem</i> fotografiert von Fred Dott
Hefredaktion: Alejandra Barron Insa Härtel Aaron Lahl	Druck: druckhaus köthen	
Redaktion: Johannes Binotto Artur Reginald Boelderl Marcus Coelen Jonas Diekhans Insa Härtel Judith Kasper Johannes Kleinbeck Aaron Lahl Robert Langnickel Karl-Josef Pazzini Erik Porath Jonathan Schmidt- Dominé Franz Taplick Mai Wegener Peter Widmer Sascha Wolters Alexandre Wullschleger	ISBN 978-3- 86485-199-5  Textem Verlag Hamburg, 2019  Autor*innen: Alejandra Barron Katrin Becker Johannes Binotto Rebecca Bock Marcel Czermak Patricia Gherovici Insa Härtel Marco Antonio Coutinho Jorge Ulrike Kadi Christian Kläui Aaron Lahl Nadja Meisterhans Karl-Josef Pazzini Claus-Dieter Rath Jayrôme C. Robinet	Werke von Herrmann Schmidt fotografiert vom Künstler  © Edward Gorey Charitable Trust (Seite 70)  Coverabbildung: Anna Grath <i>Ness</i> , 2016 Textilien, Metall, Kunststoff, Holz 225 × 140 × 60 cm

Jayrôme C. Robinet, Kopfsprung | Marcel Czermak, *Der Transsexualismus: Kleine Taschenklinik für den Gebrauch des zeitgenössischen Psychiaters* | Patricia Gherovici, *Lacans gender trouble: Henri und Michel H.* | Aaron Lahl, *Please Select Your Lacan: Eine Auseinandersetzung mit Marcel Czermak und Patricia Gherovici* | Alejandra Barron, *Professionelle Verformungen* | Rebecca Bock, *Johann-Johanna* | Insa Härtel & Ulrike Kadi, *Ein Jahr filmen: (Trans-)Sexuelle Konstellationen* | Marco Antonio Coutinho Jorge & Natalia Pereira Travassos, *Die transsexuelle Epidemie: Hysterie im Zeitalter von Wissenschaft und Globalisierung?* | Doris M. Wegner, *Ausbildung zur tiefenpsychologischen Psychotherapeutin als Transgender – Erfahrungssplinter*

Rezensionen: »Trans psychoanalytics«? Neue Perspektiven einer psychoanalytisch inspirierten Macht- und Herrschaftskritik? Ein Kommentar zu einer Forschungsdebatte und eine Rezension zu *Transgender Studies Quarterly* (von Nadja Meisterhans) | Schindler, Regula: *Fort-da. Artikel & Essays*. 2 Bände: *Psychoanalyse intensiv und Psychoanalyse extensiv* (rezensiert von Katrin Becker, Mai Wegener, Johannes Binotto, Claus-Dieter Rath, Christian Kläui, Peter Widmer, Karl-Josef Pazzini & Roni Weissberg) | William Kentridge: *In Verteidigung der weniger guten Idee. Sigmund-Freud-Vorlesung 2017* (rezensiert von Mai Wegener) | Körper (noch) ohne Geschlecht? Zur Ausstellung *Flying High. Künstlerinnen der Art Brut* (von Ulrike Kadi)

Textem Verlag Hamburg, 2019  
ISBN 978-3-86485-199-5

22 Euro